



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Neunundzwanzigster Jahrgang.

N^o 39.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Graf Rübezahl.

Roman von Johannes van Dewall.

(Fortsetzung.)

XXXI.

Es waren unruhige Tage, welche folgten: zuerst kam der Piarrer und sprach sehr viel von dem schrecklichen Ereignisse, welches ja auch uns betrafen. — Wer hätte das gedacht! — Dieser Herr Rauben, ein so feiner, so anständig aussehender Herr, ein Erzschmuggler! — Nun, ein Glück für ihn, daß der eine Mann, welchen man für todt gehalten hätte, nur schwer, aber nicht lebensgefährlich verwundet sei. (Das war ein Trost zum wenigsten.)

„Jener junge Mann hat gar Viele in's Verderben gestürzt und ich hoffe, man wird seiner habhaft werden und ihn zur Verantwortung ziehen, wie sich's gehört,“ fuhr er fort. „Und denken Sie sich, er hat Freunde oder Helfershelfer in der Gemeinde gehabt, welche ihn entspringen ließen. — Gewißlich entfloß er über die nahe Grenze, dort sucht man ihn.“ (Ein zweiter Trost!)

„Auch Sie wird das tief erschüttert haben!“ so ging es weiter.

Kaum war er fort, so erschien Magister Erbe, sehr aufgeregt und sehr umständlich. Der Onkel empfing ihn mit einem finstern Blick und führte ihn in seine Arbeitsstube, wo sie über eine Viertelstunde eingeschlossen blieben. Ich vernahm nur einige Male die erhobene Stimme des unheimlichen Menschen: von einem „nichtswürdigen Buben“ sprach er, einem „satani- schen Schlingel“ und beklagte sich bitterlich über diesen und seinen Wirthmann, der ihn getäuscht hätte und nun verschwunden sei, sozusagen systematisch und ohne eine Spur hinter sich zurück zu lassen.

Hernach kam der Rittmeister noch einmal, welcher die Sache durchaus nicht tragisch nahm, ein Glas Wein trank und sich über den Steuerrath und seinen Eifer lustig machte.

Mit welcher Ruhe und ver- reuften Kaltblütigkeit der Bursch zu Werke ging und wie er mir meine Alte niederknallte, daß ich ohne Murren in den D... d flog,“ erzählte er mit gutem Humor.

Der Onkel saß dabei wie auf Kohlen.

„Und sich hier zu verstecken! — Dieser lebenswürdige Steuer-

rath möchte Sie darum nun am liebsten auch mit in die Patsche bringen; — ich warne Sie vor ihm, meine Damen! — Uebrigens hat dieser Kerl, der Rauben oder Rauben, wie es scheint, alle Welt mystifizirt — kommt hieher wegen der Jagd und ist ein Erzschmuggler! — Na

— Gott befohlen! — Will nun 'rüber auf die Bahn und per pedes, das heißt per Dampf nach Hause, denn meine arme Alte ist todt!“

Als er fort war, nahm der Onkel die Flinte über den Rücken und ging hinaus — er kam vor Abend nicht wieder. Weiß Gott, wo er gewesen war die ganze lange Zeit.

Während seiner Abwesenheit kam der Steuerrath sehr laut und aufgeregt auf den Hof geritten und wünschte den Onkel zu sprechen. Ich glaube, am liebsten hätte er zum dritten Male Hausdurchsuchung gehalten, aber Grete wies ihm mit kurzen Worten den Weg, mit dem Ersuchen, uns endlich ein wenig Ruhe zu gönnen. Sehr be- treten und erregt entfernte sich der kleine Herr (der im Grunde, wie erwähnt, nicht unempänglich war gegen die Reize meiner Cousine), dafür bemerkten wir, als wir am Nachmittage einen Spaziergang unternahmen, daß unser Haus be- wacht wurde. Immerfort patrouil- lirten Grenzsoldaten um dasselbe herum. Sie hätten sich diese Mühe sparen dürfen, denn der Missethäter war entwischt und bereits in Sicherheit.

Am dritten Tage wurde Gretens Angst gemindert durch einen Brief von Rauben an ihren Vater. Der- selbe war aus Brüssel datirt. Er enthielt im Eingang in sehr war- men Worten die Bitte, ihm zu verzeihen, daß er so viel Böses über eine Familie gebracht hätte, welche er so hoch achte und an deren guter Meinung ihm so viel läge wie an der von Niemand sonst auf der Welt, von der er so viel Gutes genossen hätte. Die Zeit würde lehren, daß er besser wäre als es den Anschein habe, und niemals würde er aufhören, dankbar und ergeben zu sein.

„Ein Engel öffnete mir die Pforte des Gefängnisses,“ fuhr er fort, „und gab mir das Leben, die Freiheit wieder, und wenn ich an jenen denke, was ich ohne Auf- hören thue, möchte ich ihn bitten, seine reinen Gebete zum Himmel hinauf zu senden, damit er mir beisteht, das Gelöbniß zu erfüllen, welches ich that, als ich in nächst- licher Stille den Strom hinab glitt, das nämlich, meinen Leicht- sinn abzuthun und ein anderer Mensch zu werden.“

„Ich war in einer verzweifelter Lage — zum größten Theil freilich durch meine eigene Schuld, zum Theil aber auch durch die Schlech- tigkeit der Menschen, welche mich umgaben.“

„Ich bin anders als ich scheine und ein Anderer, aber von heute



Die Tochter des Schiffers. (S. 459.)

an beginnt ein neues Leben für mich. — Noch einmal, Verzeihung und tausendfachen Dank! — Möge der Himmel mir die Gnade gewähren, diesen später durch die That Ihnen beweisen zu können! — Was mein Entkommen anbetrifft, so ist das, was Ihnen vielleicht nicht uninteressant sein wird darüber zu vernehmen, in wenigen Worten gesagt: Ich kam eine Stunde vor Ankunft des Tages und noch in tiefer Dunkelheit nach Reichenau. — Glücklicherweise war ich nicht ohne Geld. (Wie ich später erfahren, war es Grete, welche ihre Sparkasse geleert hatte, um ihm die Mittel für das weitere Entkommen zu gewähren.) Ich nahm ein Billet dritter Klasse bis K. Dort stieg ich aus, that die Blouse ab, ließ mich reinigen beim Portier und ging in ein Gasthaus mittleren Ranges. Hier restaurierte ich mich und schrieb einige nöthige Briefe, welche ich selbst zur Post trug. Wenn ich Ihnen, hochverehrter Herr, nicht ebenfalls von dort aus schrieb, — ich widerstand der Versuchung nur aus sehr nahe liegenden Gründen.

„Ich verschaffte mir einen Paß von Hause und gelangte über Köln in der kürzesten Zeit hieher. Hier wohne ich im Hotel de Flandre unter dem Namen eines Herrn von Kröhllich, wie auch auf meinem Paß steht. — Ich bin im Begriff, über Calais nach London zu gehen, um von dort nach passender Frist die Heimat wieder zu erreichen. Von London aus gebe ich Ihnen abermals Nachricht. — Wäre dieser eine Schlag noch geglückt, so wäre meine Zukunft gesichert gewesen, aber es hat nicht sollen sein! — Man kann eben nicht Alles haben. In meiner Verbannung quält mich nichts so sehr, als der Gedanke an Sie und die Ihren, und trotzdem denke ich an nichts so häufig, als an die große Güte, welche mir in Ihrem gastlichen Hause zu Theil wurde.“

„Ich bin Ihnen und den Ihrigen tief verschuldet, Herr Steinau, aber, wie gesagt, ich werde kommen einst, um diese Schuld zu lösen, wenn man es mir gestattet.“

Der Onkel gab Gretchen diesen Brief, nachdem er selbst ihn gelesen hatte. — Ich stand daneben als sie ihn nahm und betrachtete sie mit erwartungsvollen Blicken.

„Nauden ist in Brüssel,“ hatte der Onkel uns gesagt, aber ich hatte daran nicht genug, ich war begierig, die näheren Einzelheiten seiner Flucht zu vernehmen. Ich sah meine Cousine aufathmen und einen Blick — einen unwillkürlichen, von Dank erfüllten — zum Himmel hinauf werfen. Dann aber, je länger sie las, um so mehr umwölkte sich ihre Stirn. Es war Vielerlei in jenem Briefe, was ihr offenbar mißfiel; er war oberflächlich, egoistisch, ihr tiefes, liebendes Frauengemüth nahm instinktmäßig den leichtsinnigen Grundzug wahr, welcher durch die Verschönerungen des Dankes hindurch schimmerte: nicht einmal nach den armen Menschen erkundigte er sich, welche er in's Verderben gestürzt hatte! — Und was hieß das: ich bin anders als ich scheine und ein Anderer? . . .

Sie blickte sinnend vor sich hin und ließ das Blatt Papier sinken, sie trat noch tiefer hinein in die Fensternische und wandte das Antlitz ab . . . was konnte das heißen? — War doch in ihrem Innern eine Stimme, welche schon längst ihr sagte, daß der Mann, an den sie ihr Herz verloren, an dem ihre Seligkeit hing, ein Anderer sei als der, für den er sich ausgab. —

Nauden war eine blendende, männlich-schöne Erscheinung, es war etwas Ritterliches, etwas Warmblütiges und Offenes in seinem Wesen, was sich auch in seiner ganzen Erscheinung und in seiner Art zu denken und zu handeln ausdrückte, aber trotzdem war er nicht wahr, trotzdem hatte er ihr nicht gehalten, was er ihr schwur, und hatte dadurch gerade so großes Unglück über sich und Andere gebracht. —

Sie neigte kummerstreu das Haupt, dann begann sie auf's Neue, sie las den Brief zum zweiten Male; ich glaube, sie wollte gern einen freundlicheren Eindruck gewinnen.

Vielleicht fiel ihr dann ein, daß dieser Brief ja nicht für sie, sondern in erster Linie für ihren Vater bestimmt war, sie schien erleichtert aufzuathmen, — war er doch vor allen Dingen gerettet! —

Sie sah mich stehen, gab mir den Brief und überreichte ihn dann ihrem Vater. Dieser nahm ihn, ohne ein Wort zu erwidern und schloß ihn ein.

Ein eigenthümliches Dasein begann nun — wahrlich, es war als ob ein Schwert über uns hinge: jene unglückselige Schmuggleraffäre hatte natürlich vielen Staub aufgewirbelt, sie hatte in ihrem Gefolge viel des Beunruhigenden für uns. — Nicht einen Augenblick waren wir sicher, daß der Onkel oder wir selbst nicht zur Rechenschaft gezogen würden, dieser mußte häufig auf's Gerichte. Auch wir wurden zweimal hinter einander vernommen, aber, da Gretchen nicht wohl war, in unserem eigenen Hause. Die Fragen, welche man an uns richtete, bezogen sich glücklicherweise lediglich auf Nauden's Entdeckung in unserem Hause, und man hielt es nicht einmal für nöthig, uns zu verurtheilen. —

Eine große Anzahl armer Leute waren gefänglich eingezogen, und da diese meist Familienväter waren — denn in unserer Gegend heirathet auch der ärmste Mensch und so früh wie möglich — so waren das Unglück und die Noth sehr groß. — Fortwährend war überdies der ehrgeizige Steuerrath mit seinen Leuten und der Polizei noch auf den Weinen, um neue Spuren zu entdecken, und ganz besonders hatte er es dabei auf den Magister, den Wirth des Kreischam und im Stillen auch auf uns und den Onkel abgesehen.

— Gewiß fehlte es nicht an Leuten, welche ihn mißtrauisch gegen uns machten, ebenso wenig aber auch an mancherlei Vermuthungen und Verdachtsgründen, welche durch den Verkehr des Haupträdelsführers in unserem Hause und durch das Auffinden desselben in unserer dunklen Kammer nicht eben abgeschwächt wurden.

Häufiger wie je und trotz der grimmen Winterkälte trabte der Steuerrath auf seinem kleinen, wollhaarigen Köhlein bei uns vorüber, und jedesmal richteten sich dann seine stechenden Augenlein lästern auf unser Haus. Glücklicherweise hatte er bis zur Stunde noch kein genügendes Material zusammengebracht, um auch uns den Prozeß zu machen, auch der Wirth befand sich noch auf freien Füßen, nur den Magister hatten sie eingestekt, auf dringenden Verdacht hin.

In Folge einiger Bemerkungen, welche der Steuerrath hier und dort gemacht hatte, — die mitleidige Seelen uns natürlicherweise noch ganz warm hinterbrachten — und die sich namentlich sehr hämisch über den Umstand ausließen, daß Grete offenbar in einem „Verhältnisse“ zu dem „Verbrecher“ gestanden haben müsse (wozu deren Benehmen bei der Verhaftung allerdings genügenden Grund gegeben), hatte der Onkel dem sehr bestürzten Herrn, als er das nächste Mal privatim vorsprechen wollte, in der ruhigsten, aber deutlichsten Weise die Thür gewiesen. Seit dieser Stunde war er nun, wie man sich denken kann, unser erklärter und gefährlicher Feind, — auch offen arbeitete er nun an unserem Verderben.

Unter solchen Verhältnissen verbrachten wir den Winter. Jedesmal, wenn ich mich des Abends schlafen legte, dankte ich Gott, daß ich es noch in meinem eigenen Bette that.

XXXII.

Es war charakteristisch für jeden von uns Dreien, wie er seinen Schmerz trug: Der Onkel hatte anscheinend bald seine gewöhnliche Stimmung wieder gewonnen, er ging mehr auf die Jagd wie je, und kam er Abends spät todmüde und mit Wild beladen heim, dann verzehrte er beinahe schweigend sein Abendbrot und zog sich auf sein Zimmer zurück. Ob er noch Beziehungen zu den Schmugglern unterhielt, ist mir unbekannt geblieben, auch lag gerade damals in Folge des allgemeinen Schreckens das Geschäft ziemlich brach, nur vereinzelte kleine Unternehmungen wurden versucht im Laufe des Frühjahrs, und mit Räthen paschte man namentlich Wein über die Grenze, wie das sonst auch üblich gewesen war; dieses gefährvolle Handwerk wurde in dunklen, regnerischen Nächten nach wie vor betrieben.

Ich war überzeugt damals, was mir nach Jahren hinterher auch bestätigt wurde, daß der Onkel nur durch eine, höchstens zwei Personen, Nauden ausgenommen, mit jenen Leuten Verbindung unterhielt, durch den Magister in erster Linie und einen gewissen Restle, der einen kleinen Kramladen in Wigenhausen besaß, zugleich aber der Agent war für die großen Handlungshäuser, auf deren Kosten vornehmlich das Geschäft hier betrieben wurde. Jedenfalls war der Onkel sehr schlau dabei zu Werke gegangen, wie sich später herausstellte, und wenn auch Mancher wohl ahnte, daß er seine Hand im Spiele hatte, so wußten doch diese zwei nur, daß und wie dieß geschah; man konnte also keine Beweise gegen ihn vorbringen.

So traurig es ist, es zu sagen, ich muß annehmen, der Onkel war eigentlich nur der Auskundschafter, der vermöge seiner Beziehungen zu den Steuerofficianten Winke ertheilte, und durch die Lage seines Hauses im Stande war Signale zu geben, ob die Luft rein war oder nicht und dergleichen mehr.

Unsere Angst nach dieser Richtung hin war also eine vergebliche und besser wäre es gewesen, der Onkel hätte sein beunruhigendes Schweigen gebrochen gegen uns, uns wenigstens einen Wink gegeben, unbeforgt zu sein, aber das ließ sein finsterner Stolz nicht zu. Er litt unfähig und wir auch. Wer ihn genauer beobachtete, der sah den fragenden, stummen, fast vorwurfsvollen Blick, welchen er manchmal auf Gretchen ruhen ließ, der bemerkte es auch, wie sein Haar an den Schläfen ergraute, welcher tiefe Kummer ihn verzehrte . . . er litt in seinem Kinde.

Grete wurde mehr und mehr der verstorbenen Mutter ähnlicher in ihrem Aeußeren, in ihrem Inneren auch, zum wenigsten in ihrer stillen Art, das Leid zu tragen. — Jene sah er in Gretchen wieder aufleben und allen Schmerz der vergangenen Jahre kostete er so noch einmal durch . . . Dazu kamen die Vorwürfe und die Trostlosigkeit der Zukunft, die Unruhe und die Einsamkeit! — Es war kein Wunder, daß der starke, eiserne Mann damals fast zusammenbrach.

Ganz anders trug es meine Cousine. Ein seltsames, fremdartiges Wesen war über sie gekommen, eine tiefe innere Unruhe verzehrte sie, die sie in Einem fort hin und her trieb und die sie sich alle Mühe gab, vor uns zu verbergen. Sie rieb sich auf dabei, aber sie klagte nicht und sprach kein Wort. — Bisweilen war sie froh, — dann wieder unheimlich froh, wie ein kranker Vogel wollte sie dann ihre Schwingen bewegen, bisweilen war sie tief, tief niedergeschlagen — aber immer war sie geschäftig.

Ich vermuthete, daß Nauden diese verschiedenen Strömungen in ihrem Innern hervorrief, ich weiß, daß er heimlich mit ihr korrespondirte, und bin sogar fest davon überzeugt, daß er sie ein- oder zweimal später sah. — Hatte sie gute Nachrichten — schrieb er oft, dann war eine Glück-

seligkeit in ihrem Bufen, die unbeschreiblich war, dann hatte sie alle Mühe, sich zusammenzunehmen, dann begann sie ein Lied und brach es wieder ab, dann lief sie hinaus in den Busch und pflückte Blumen, dann streichelte sie Strom, küßte ihn wohl sogar, und stand dann plötzlich wieder auf und nahm eine ehrbare ernste Miene an. Das war namentlich im ersten Monate so, nach Nauden's Flucht, in welchem auch noch ein oder zwei offizielle Schreiben an den Onkel ankamen. — Mehr und mehr aber wurde Grete nachdenklich, dieser Momente freudiger Erregung, dieser Sonnenblicke wurden immer weniger, blaß und bekümmert, wenn auch äußerlich gefaßt, ging das arme Mädchen herum, gefoltert von Ungewißheit und Unruhe, und wie oftmals hörte ich sie heimlich schluchzen des Nachts.

„Grete!“ bat ich dann, „liebe Grete, theile Dich mir mit.“ Das Mitleid verzehrte ja auch mich, ich liebte meine Cousine, ich wußte ja selbst, wie Liebe thut, aber sie hatte denselben Charakter wie ihr Vater, in diesem einen Punkte war sie verschlossen; es war ihr Heiligthum, daran durfte Niemand rühren, sie verbarg das Alles in dem tiefsten Schrein ihres Herzens.

Grete suchte Trost und Beruhigung im Wohlthun, in der Pflege, wie ja alle edlen treuen Frauen dieses Bedürfnis fühlen, wenn sie bekümmert sind. Den ganzen Tag war sie unterwegs mit Nahrungsmitteln und Geld, und manche liebe Nacht wachte sie am Krankenlager, sie strickte keine Strümpfe mehr für die Heidentinder bei der Frau Pastorin, sie pflegte Kranke.

Die Noth war groß, — sie war der Engel, welcher die Wunden verband, die ihr Liebster geschlagen hatte. Das Geld zu diesen Unterstützungen schickte Nauden. Ueber dreißig Personen aus der nächsten Umgebung waren nach und nach gefänglich eingezogen worden, etliche lagen noch an ihren Wunden darnieder, jener Schwerverletzte war gestorben und beinahe alle jene Vellagenswerthen hatten Weib und Kinder, welche darboten. Da that Hülfe allerdings sehr noth.

Die Gemeinden waren arm, die Regierung that Einiges, aber lange nicht genug, und so mußte denn die Privatwohlthätigkeit den Armen zu Hülfe kommen. Wir Alle, auch der Onkel, gaben, was wir konnten, und ich habe Grund zu glauben, daß auch Nauden einmal größere Summen zu diesem Zwecke zur Verfügung stellte. So ging denn dasselbe Mädchen, welches der Lästermund die Geliebte des Schmugglers nannte, unermüdet mit ihrem Körbchen von Haus zu Haus und brachte Trost und Beistand, und die Gebete der Armen folgten ihr nach. Was mich anbetrifft, so litt auch ich zuerst in meiner unbegründeten Angst und Sebniss, indem ich die Anderen leiden sah. Ich trug einen unaussprechlichen Groll in meinem Herzen gegen den Mann, der das Alles über uns und namentlich über die arme Grete gebracht hatte. Aus Verzweiflung begann ich mir ein Tagebuch anzulegen, in welches ich alle meine Empfindungen, große und kleine Ereignisse einzeichnete; — das war mein erster schriftstellerischer Versuch.

Es ist seltsam, zu welchen Niedrigkeiten sich Menschen hinreißen lassen, die sich in ihrer Eitelkeit verletzt fühlen: den kleinen Steuerrath verzehrte der Grimm. — Er hatte einen so großen Erfolg zu verzeichnen, er hatte einen Transport abgefangen, gleich nach seinem Amtsantritt, der Schmuggel war lahm gelegt durch seine Energie, aber er war noch lange nicht zufrieden, — der Rädelsführer war ihm entwischt, die Hauptakteure hielten sich verborgen und vor Allem konnte er meinem Onkel nicht zu Leibe, auf welchen er seinen ganzen Haß geworfen hatte. Ebenso waren die erhofften Früchte für ihn ausgeblieben, denn die überhebende Art und Weise, wie er berichtet hatte, und die Gehässigkeit und Schroffheit, mit welcher er versuhr, fanden bei seinen Vorgesetzten keine Billigung. Der Rothstand, welcher sich fühlbar machte gleich hinterher, war beinahe noch bedenklicher als das frühere Uebel.

Vor Allem aber wurmte es den kleinen Herrn, der, wie ich schon einmal erwähnte, an meiner schönen Cousine großes Wohlgefallen fand und vielleicht schon allenthalben Pläne auf sie baute, als er entdeckte, daß sie Nauden liebte und nicht ihn, daß ihm der Onkel das Haus verboten hatte und daß dieses überall bekannt geworden war. Eine kleinliche Natur wie er war, ließ er uns Alle dieses nun entgelten.

Wir kamen eines Morgens im Monate Februar bei abscheulichem Wetter den Bielauer Weg entlang, wir hatten der Frau des erschossenen Stellmachers Geld und Lebensmittel gebracht und waren nun im Begriff, heim zu gehen, da sahen wir auf seinem unermüdeten Köhlein den Steuerrath quer über den verschneiten Acker heran getracht kommen. Er erblickte uns kaum, als er auch schon den Kopf seines Pferdes uns zuwandte. Sein kleines, hageres Dienstgesicht mit der vom Winde gerötheten Nase schaute hinter dem hohen Kragen recht komisch hervor, und seine Blide waren streng und hochfahrend auf uns Beide gerichtet, die wir ruhig und ohne ihn scheinbar zu beachten fürbass gingen. Dieses Ignoriren reizte den kleinen Eitlen noch mehr, er gab seinem Pferde die Sporen und ritt uns quer über den Weg.

„Sie können Ihrem Vater sagen, Fräulein Steinau, daß der Magister seltsame Aussagen gemacht hat, welche ihn sehr interessieren werden,“ rief er uns zu.

Grete richtete sich hoch und stolz wie eine Königin auf, keine von uns erwiderte ein Wort und so gingen wir an ihm vorüber.

Er ritt wüthend von dannen. — Uebrigens muß man die eine Gerechtigkeit dem Steuerrath widerfahren lassen, er kannte keine Furcht, er ging völlig auf in seinem Dienst. Trotz aller anonymen Drohungen und trotzdem er wußte, daß man ihm den Tod geschworen hatte, ritt er zu jeder Tages- und Nachtzeit durch sein Revier, durch Feld und Wald und meistens allein. Er setzte sein Leben ein für den Zweck, welchen er verfolgte und für seinen Dienst, nach dieser Richtung hin gebührt ihm also volle Anerkennung.

Sein blinder Ehrgeiz machte ihn rücksichtslos gegen Andere, aber auch gegen sich selbst.

Seine Worte verriethen uns in eine nicht geringe Unruhe. Außer dem Magister hatte man auch den Sohn des Rährmanns Bartels gefänglich eingezogen, und wir wußten Beide nur zu gut, daß der kleine Bursch beinahe regelmäßig unter irgend einem Vorwande in unser Haus zu kommen pflegte, wenn etwas im Werke war.

Wir waren deshalb auch im Zweifel, ob wir dem Onkel von der Begegnung mit dem Steuerrath Mittheilung machen sollten oder nicht, standen aber zuletzt davon ab. Die gerichtliche Vorladung kam noch an demselben Nachmittage, der Wagen wurde aus der Scheuer genommen und der Onkel fuhr zur Stadt, anscheinend ohne jede Erregung.

Er selbst sprach niemals mit uns über solche Dinge, aber durch die redselige Frau Pastorin erfuhren wir, um was es sich dort gehandelt hatte. Bartels' Rothkopf hatte sich nämlich trotz aller Verschmittheit in einige Widersprüche verwickelt und hatte dann, durch Drohungen und Ueberredungen dazu gebracht, allerlei Enthüllungen gemacht, die namentlich dazu dienten, den Verdacht gegen den Magister Erbe noch zu verstärken, die aber auch meinen Onkel compromittirten, indem aus denselben hervorging, daß an bestimmten Tagen der Magister durch Vermittlung des Jungen diesem allerhand Botschaften hatte zukommen lassen, mündliche Bestellungen, aber auch Zettel. Dem Kleinen war dabei jedesmal die größte Eile und Vorsicht anbefohlen worden, auch hatte man ihn meistens nur in der Dunkelheit auf den Hirschenthaler Hof geschickt.

Der Steuerrath hielt diese Indizien, zusammengekommen mit allen den übrigen Umständen, für sehr verdächtig und verlangte die eingehendste Untersuchung, hinzufügend, daß es sonst hier ebenso gehen würde, wie gewöhnlich im Leben, daß man nämlich die kleinen Diebe hänge, während die großen entschlüpfen.

Diese Bemerkung hatte ihm eine scharfe Rüge seitens des Richters zugezogen und hatte seiner Sache mehr geschadet als genützt, denn — da wir gerade bei den Sprüchwörtern sind: allzu scharf macht bekanntlich schartig.

Mein Onkel — mit einem verächtlichen Blick auf den kleinen, hämischen Mann, hatte in seiner vornehmen und ruhigen Weise gebeten, den Knaben darüber zu vernehmen, ob er jemals von ihm zu dergleichen Missionen gebraucht worden sei. Als Jener dieß verneinte, hatte er ferner gebeten, den Magister Erbe anzufordern, sich näher zu äußern über den Zweck und Inhalt jener Bestellungen. Es behauptete derselbe, er erinnere sich genau, zwei oder dreimal um ein Gewehr gebeten zu haben, da an dem feintigen etwas defekt war, etliche Male (hier schlug der Magister das Auge verschämt zu Boden) sei er sozusagen in Geldnoth gewesen und hätte um ein augenblickliches Darlehen gebeten, welches ihm auch gewährt worden sei, auch hätte er mehrere Male Mittheilungen gemacht, welche sich auf die Jagd und dergleichen bezögen.

„Das ist richtig,“ hatte der Onkel ruhig erwidert, „und ich kann Ihnen die Beweise für die Wahrheit jener Angaben vorlegen, denn dieselben sind noch in meinem Besitz.“ — Im Uebrigen,“ hatte er fortgesetzt, „muß ich darauf hinweisen und mich darüber beschweren, in welcher Weise der Herr Steuerrath gegen mich und meinen guten Ruf verfährt. — Seitdem ich es abgelehnt hatte, mich mit ihm gegen den Schmuggel zu verbünden, weil ich selbstredend in solchen Sachen neutral zu bleiben wünschte, traf mich bereits sein Verdacht — nachdem ich aber das Unglück hatte, mich in einem jungen Manne, dessen ganzes Auftreten dieses nicht erwarten ließ, zu täuschen und derselbe sich als ein Verleher der Geseze bewies, verfolgte mich jener Beamte nicht nur auf allen legalen, sondern auch auf illegalen Wegen, so daß ich gezwungen war, demselben die Thüre zu weisen. — Diese Rache ist keine edle.“

Die Sprache meines Onkels verfehlte ihren Eindruck nicht; der kleine Steuerrath, bleich vor Wuth, wußte nichts zu erwidern, außer ein kleinlautes: „Ich thue nur meine Pflicht.“

Jene Beweise wurden beigebracht — der Angriff war abgeklungen, aber die Wuth des kleinen Ehrgeizigen war nun größer wie je, er konnte das: „Ich habe ihm die Thüre gewiesen,“ niemals vergessen. Er war noch lange nicht zufrieden gestellt; wie ein Maulwurf, unermüdlich grub er weiter.

(Fortsetzung folgt.)

Sinnsprüche.

Der Untreu' ärgste Straf' ist, daß sie nicht kann glauben
An fremde Treu', das wird die Ruh' ihr ewig rauben.

Wädr.

Langeweile ist der Rost des Geistes.

König Georgios und Königin Olga von Griechenland.

(Bild S. 460.)

Die Haltung Griechenlands beunruhigt jetzt Europa; sie ist sehr kriegerisch und ein Zusammenstoß dieses Staates mit der Türkei scheint, trotz des Bemühens der Mächte, den Frieden zu erhalten, fast unausbleiblich. Da dürfte es unsere Leser interessieren, das Herrscherpaar des Reiches, welches auf dem Boden des einstmalig blühendsten, am höchsten entwickelten Kulturlandes der antiken Welt errichtet ist, im Bilde zu schauen und einige biographische Daten zu erfahren. König Georgios war einst Prinz Wilhelm von Dänemark. Er wurde am 30. März 1863 durch die drei Schutzmächte England, Rußland und Frankreich zum König von Griechenland gewählt und hielt seinen Einzug in Athen am 30. Oktober. Die Griechen zeigten sich dem neuen Herrscher sehr sympathisch; er brachte als Morgengabe die von den Schutzmächten bewirkte Vereinigung der jonischen Inseln mit Griechenland, also eine Gebietsvergrößerung, mit. Am 27. Oktober vermählte sich der junge König mit einer Tochter des Großfürsten Konstantin von Rußland (Olga). Die Ehe war eine durchaus glückliche. Weniger heiter gestaltete sich das politische Leben für das neue Königshaus. 1866 erhoben sich die Bewohner Aetras aus Verzweiflung über die Bedrückungen des türkischen Gouverneurs und verlangten eine Vereinigung mit Griechenland. Dieses unterstützte den Aufstand, wurde aber gezwungen, die unglückliche Insel den Türken zu überlassen; seit der Zeit gährt es in Griechenland, man wartet nur auf den günstigen Moment, um Thessalien und Epirus, Grenzgebiete Griechenlands und griechisch gesinnte Provinzen der Türkei, dem ottomanischen Reiche entreißen zu können. Als die Nachricht von der Einnahme Plewnas und von dem Uebergang der Russen über den Balkan kam, ließ sich die griechische Ungeduld nicht mehr halten. Am 2. Februar 1878 rüdten 12,000 Mann griechischer Truppen in Thessalien und Epirus ein, unter dem Vorgeben, die Ruhe aufrecht zu halten und dem Niederknien der Christen vorzubeugen. Aber es war zu spät. Die Griechen hatten den günstigen Augenblick verpaßt. Nur unmittelbar nach der Kapitulation von Plewna lagen die Loose günstig für sie. Auf den Rath der fremden Bevollmächtigten gab die Regierung schon am 7. Februar dem Invasionsheer den Befehl zum Rückmarsch, worauf die Pforte von Feindseligkeiten abstand. Was das Schwert nicht erringen konnte, sollte der Berliner Kongreß gewähren. Der französische Bevollmächtigte Waddington nahm sich dort Griechenlands an. Es wurde beschlossen, daß die Türkei und Griechenland sich über eine neue Grenzlinie vereinigen sollten und die durch die beiden Flüsse Salambria und Kalamas gebildete Linie hierfür empfohlen, auch die Vermittlung der Großmächte für den Fall der Nichtverständigung angetragen. Auf den guten Willen der Pforte angewiesen, erhielt Griechenland, das einige Wochen in Preveza mit der Pforte unterhandelte, nicht die geringste Konzession. Die Lage wurde immer bedenklicher. Auf Minister Gladstone's Vorschlag verammelte sich am 16. Juni 1880 die Berliner Konferenz. Diese beschloß, daß die neue Grenzlinie von der Mündung des Flusses Maurologos über den Kamm des Olympos und Pindos bis zur Mündung des Kalamas sich hinziehen sollte, was einen Gebietszuwachs von 380 Quadratmeilen mit 400,000 Einwohnern ausmachen würde. Da aber Zwangsmaßregeln ausgeschlossen waren, so lehnte die Pforte die Ausführung dieses Beschlusses mit der nämlichen Gemüthsruhe ab, wie die Vorschläge des Berliner Kongresses, und erklärte auf's Bestimmteste, daß sie die Städte Janina, Megovo und Larissa in keinem Falle abtreten werde. König Georgios suchte auf der Reise, die er vom Mai bis Oktober machte, die Souveräne und Minister der Großmächte für die Sache Griechenlands zu interessieren. Er machte in Paris, London, Berlin, Petersburg, Wien, Rom Besuche. Der Vorschlag der französischen Regierung, daß die Türkei und Griechenland die Entscheidung der Streitfrage dem Schiedsgericht der europäischen Großmächte überlassen sollte, wurde von jenen verworfen. Die Diplomatie bot Alles auf, um einen Krieg zu verhindern. Dem deutschen Votschafter in Konstantinopel, Graf Hayfald, wurde im Februar 1881 die Leitung derjenigen diplomatischen Mahregeln übertragen, welche die Pforte veranlassen sollten, ihre Konzessionen zu erweitern, und Griechenland, seine Forderungen zu vermindern. Die Ungeduld in Griechenland ist groß. Die Pforte zeigt sich wie gewöhnlich zum Schein willfährig, sucht aber in Wahrheit durch Winkelzüge dem Drängen auszuweichen, bis sie vollständig geräthet ist. Das hat man in Griechenland wohl erkannt und rüflet gleichfalls. Eine Entscheidung dieser Frage wäre im Interesse Griechenlands und Europas sehr zu wünschen. Der König wie die Königin werden vom griechischen Volke als Fremde betrachtet und haben für all' ihre edlen Bestrebungen zur Hebung des Landes wenig Dank geerntet. Nichtsdestoweniger fühlen und streben sie in dieser großen Frage echt hellenisch und hoffen begeisterungsvoll auf den Sieg Griechenlands.

Die Tochter des Schiffers.

(Bild S. 457.)

Sie ist so blühend und frisch, hat so zarte Farben und einen so schlanken, zierlichen Wuchs, daß viele unserer Salon- und Stubenschönheiten gern einige Jahre ihres Lebens geben möchten, wenn sie dieser Schiffertochter gleichen könnten. Es mag dieß Erbtheil des Blutes, der Rasse sein, denn kaum irgendwo trifft man so feine, zarte rosige Gesichtsfarbe als bei den holländischen Landbewohnerinnen, nicht einmal in dem deswegen berühmten Schweden. Das Leben in der feuchten, im Sommer nicht zu heißen, im Winter nicht gar zu kalten Luft mag zu dieser Erscheinung viel beitragen; dann aber auch wohl die gesunde Anlage, die einfache, jedoch vortreffliche Lebensweise der holländischen Schiffer, die jahraus jahrein auf den Kanälen hin und her fahren und kaum des Nachts von der freien Luft abgeschlossen sind.

Unsere Schiffertochter hier, die so kundig das Steuer des großen Kanalschiffes führt, ist wahrscheinlich auf dem Schiffe geboren und hat ihre siebenzehn Jahre auf den Breittern des Bootes zugebracht. Sie wird wieder einen Schiffer heirathen und ihre rosige-frischwangenigen Kinder, wie die Mutter, ihr Lebenlang auf dem Schiffe, auf dem Wasser bleiben.

Das möblierte Zimmer.

Novellette

von

S. Nipon.

(Nachdruck verboten.)

Ein Chambregarnist, das heißt ein so armes Menschenkind, das in einer großen Stadt gezwungen ist, ein möbliertes Zimmer zu bewohnen, gehört jedenfalls zu den bedauernswürdigsten Wesen, — denn zu einem sehr großen Theil werden nur diejenigen Zimmer von Familien vermietet, welche für diese überflüssig sind, und wenn man einen Wohnraum ausfindet, so wählt man gewöhnlich nicht den behaglichsten und angenehmsten — das liegt in der menschlichen Natur, und ganz besonders in jener der Familie, und außerdem ist ja der Chambregarnist fast immer ein junger Mann, der bei Tag im Geschäft und Abends im Wirthshaus oder im Café sich aufhält. Was schadet es da also, wenn der Ofen raucht, die Stube über dem Hauseingang liegt, besonders im Winter die Eigenschaft eines angehenden Eisfellers hat, unter ihr eine Hellsiederlage etablirt ist oder daneben ein Zimmernagazin sich befindet — der junge Mann spürt das nicht, er hat einen gesunden Schlaf und Morgens früh geht er fort.

Ich, ein unglückseliger, nicht mehr ganz junger Mann und Chambregarnist, hatte die eben geschilderten Erfahrungen recht gründlich gemacht — innerhalb sechs Monaten achtmal mein Logis gewechselt. Das erste Mal wohnte ich über einer Kupferschmiedewerkstatt, die letzten drei Stuben hatten einen Zitherlehrer, einen Ocarinisten und eine Klavierspielerin zu unmittelbaren Nachbarn. Ich war so weit gekommen, daß ich das Wort Kupfer nicht mehr aussprechen hören konnte und die Musik bitterlich haßte.

Aus dem Centrum der Stadt wandte ich mich nach der Vorstadt — dort, wo die Hausreihen durch Gärten ab und zu unterbrochen waren und man von den obersten Stockwerken in's nahe freie Feld und zur fernen Heide sehen konnte; würden doch wohl weniger Gewerbe betrieben und nicht so viel Musik gemacht werden — so kallutirte ich und schritt auf ein hübsches altes Haus zu, das im Intelligenzblatt „ein freundliches, angenehmes, ruhiges Zimmer für einen Künstler“ ausgeschrieben gestanden. Das lockte mich, ein Künstler, ein Zeichner war auch ich und mich dürstete förmlich nach Ruhe und einem angenehmen Zimmer.

Zwar lag das Haus nicht in einem Garten, wie ich mir beim Lesen der Annonce dieß vorgestellt hatte — es war sogar sehr stark von alten, winzigen Bauwerken umgeben, aber von den oberen Fenstern aus mußte man über diese fort eine schöne Aussicht haben, zudem war die Straße wirklich so recht idyllisch ruhig.

Ich überlegte daher jetzt nicht mehr lange und schritt auf das Haus zu.

Der Wirth war sehr freundlich.

„Das Zimmer ist allerliebst,“ sagte er, „allerdings Manjarde und im dritten Stock gelegen, aber sehen Sie es sich nur an, lieber Herr — wer das Zimmer gesehen, hat es stets gemiethet,“ überredete der Wirth.

„Und doch steht es jetzt leer,“ wagte ich dagegen einzuwenden.

„Ja — der letzte Miether, ein Graveur, hat geheiratet. Dagegen ist für uns Vermietther kein Kraut gewachsen. Ich weiß übrigens nicht, ob er sich nicht jetzt schon hie und da wieder nach seinem stillen Zimmerchen bei mir zurücksieht,“ setzte der Mann mit eigenthümlichem Blinzeln hinzu.

„Nun — ich will das Zimmer ansehen,“ entschloß ich mich.

Wir stiegen endlose Treppen hinauf, bis wir das Dach sahen. Ein langer, halbdunkler Flur mit mehreren Thüren zur Seite wurde durchschritten und der Wirth öffnete eine Thür, durch welche blendendes Licht mir entgegenströmte.

Ich trat in ein geräumiges, wirklich hübsches Zimmer, aus dessen einem großen, allerdings etwas schräg durchbrochenen Fenster ich eine prächtige Aussicht zunächst über ein Halbdutzend Hausdächer, dann aber über Feld und Au bis zum fernen, bläulich-buftigen Walde hatte.

Das Zimmer war reinlich, nett möblirt, der Preis mäßig und ich miethete es.

„Wer wohnt neben mir?“ frug ich, da ich Geräusch durch die wahrscheinlich dünnen Wände hörte.

„Ein alter Herr mit seiner Tochter. Ein kleiner Rentier!“ gab der Wirth Auskunft.

„Spielt die Tochter Klavier?“ frug ich.

„O bewahre!“ versicherte der Wirth. „Sie hat dazu keine Zeit, sie führt die Haushaltung und sticht für Geschäfte,“ beeilte sich der Wirth mich zu beruhigen.

„So, dann kann das Geschäft abgeschlossen werden!“ sagte ich und zahlte das Angeld.

Am nächsten Morgen sah ich schon in meinem neuen Zimmer, fühlte mich überaus behaglich und zeichnete ein Rubel Hebe im lauschigen, heilig-stillen Walde.

Hilf, Himmel — was war denn plötzlich das!

Ein entsetzliches Tönen drang da mit einem Mal aus dem Nebenzimmer — Töne, welche, wie mir schien, die Mauern Jerichos gleichfalls hätten umblasen können.

Es war ein schöner Choral, der dort angestimmt wurde — aber ich hatte in meiner Wuth kein Gefühl für die Erhabenheit und Innigkeit von: „Wie schön leucht' uns der

Morgenstern". Ich gestehe es — ich war so außer mir, daß ich alle Instrumente und alle Chöre der Welt erwünschte, obwohl ich ja sonst den alten, ehrwürdigen Melodien des Gesanges und des Orgelspiels in der Kirche mit Andacht und Ehrfurcht lauschte.

Ich fuhr mir mit beiden Händen an den Kopf, ich sprang verzweifelt vom Stuhl auf, so daß dieser polternd hinter mir auf den Boden fiel, und ich lief wüthend in dem Zimmer von einer Wand zur andern, indeß nebenan in mächtiger Feierlichkeit und in weihervoll gehaltenen Tönen „in Gnade und Wahrheit von dem Herrn“ dazu weiter schallte.

Wie ich darauf die drei Treppen zu dem parterre wohnenden Wirth hinunterkam, weiß ich nicht. Plötzlich stand ich, nach Athem ringend, vor ihm und leuchtete ihm entgegen:

„Mein Herr! Sie haben mich schändlich hintergangen. Sie haben mir verschwiegen, daß ein Musikant, der ein entsetzliches, hirnerschütterndes Instrument bläst, neben mir wohnt und da sein schauerhaftes Wesen treibt!“ schrie ich fast, als ich wieder etwas zu Athem kam.

„Ich habe nichts verschwiegen,“ vertheidigte sich der Hauswirth, „der Mann ist kein Musikant. Hier und da spielt er aus Liebhaberei die Bass-tuba — das hat noch Keinen inkommodirt.“

„Noch Keinen inkommodirt!“ rief ich böhnisch und wild. „O, ich kenne diese Liebhabereien. Ich bin seit Monaten von dieser wahrhaft in Verzeifung gebracht worden und habe mich hier hinausgeschlüchtet, weil ich glaubte, hier Rettung zu finden vor der Musik — und jetzt bekomme ich zum Nachbar einen Posaunenbläser. Herr Wirth!“ rief ich eifern entschlossen, „entweder ich oder dieser schreckliche Virtuose — entscheiden Sie sich! Ich bleibe keine Stunde länger in dem Logis, wenn ich nicht die Gewissheit habe, daß dieß Trompetengezeter bald sein Ende nimmt. Aufgeben wird der Herr sein Trompeten nicht — das kenne ich — also heißt es — entweder zieht er aus oder ich gehe.“

„Sie sind sehr aufgeregt,“ erwiderte der Wirth. „Ich hielt Sie für einen ruhigen, überlegenden Menschen. Nun, die Leute, so angenehm sie mir als Miether sind, zahlen wenig, ihr Kontrakt ist längst abgelaufen und nicht erneuert — die Wohnung werde ich immer los, sie ist hübsch und billig. Ich hoffe, Sie werden lange Zeit bei mir bleiben. Wenn Sie etwas mehr Miete zahlen, will ich den Leuten kündigen. Es kann nämlich wohl sein, daß mir die Wohnung ein, zwei Monate leer steht. Ich lebe nur von diesem Hause und da muß ich doch eine kleine Sicherheit haben.“

So lautete das Räsonnement des Wirthes.

„Gut, das sollen Sie haben,“ entschied ich; „es ist mir Alles werth, diesen furchtbaren Trompetenkünstler aus der Nachbarschaft zu haben.“

Damit endete unsere Unterhandlung, und ich verfügte mich hinaus in mein Zimmer, um meine lieblichen Rehe im Walde weiterzuzeichnen. Bis zum Abend blieb es ruhig, dann aber — ich hatte eben nach einem ermüdenden Nachmittags-spaziergang einzuschlafen versucht — ertönte jäh im Neben-

zimmer im Posaunenton das Ab'sche Schlummerlied: „Schlaf wohl, schlaf wohl, schlaf wohl, du süßer Engel du“ — und noch nicht genug damit — eine Frauenstimme begleitete das Trompetengeschmetter.

Ich sprang aus dem Bette, verstopfte mir die Ohren mit großen, dicken Pflocken Baumwolle fest und immer fester — ich zog die Decke über den Kopf, ich dachte an Meeresstrausen, an wogende Getraidefelder — jedoch an Schlaf war nicht zu denken, die Trompete tönte durch alle meine gewaltigen Vorstellungen wie die Posaunen des jüngsten Gerichts hindurch, und der Frauenzimmergesang — obwohl die Stimme jung und nicht unangenehm klang —

Als ich mein Frühstück eingenommen und mit Mappe und Farbenkasten auf den Gang hinaustrat, kam mir ein junges Mädchen entgegen; sie erschien mir auffallend nett, trotz großer Einfachheit, gekleidet — das Halbdunkel des Flurs gestattete mir nicht mehr zu sehen als ein weiches Madonnenoval, eine hohe Stirn und dunkle Augen. Ihr Gang — ich schaute der Erscheinung einen Moment nach — war ungewöhnlich elegant und elastisch.

Ohne mich auffällig zu machen, durfte ich nicht länger stehen bleiben. Ich konnte deshalb nicht wahrnehmen, in welcher Thür — es wohnten nach hinten heraus noch zwei Familien im Dachstock — das Mädchen verschwand; sie hatte mich nicht gegrüßt, im Gegentheil — sowie sie mich erblickte, den Kopf zur Erde geneigt, als ob sie dort etwas suchte — so war sie stumm an mir vorübergegangen.

Dieser Zufall — denn etwas Anderes war doch wohl das Reizen des Kopfes nicht — verfolgte mich auf meinem Waldspaziergang. Ich sah stets durch das Gebüsch aus dem dunkelsten Selbgrün des sonnendämmrigen Laubdickichts die Gestalt des Mädchens mit der hohen Stirn und dem seltsam gesenkten Haupte auf mich zuschreiten.

„Wer mag sie sein — wohin mochte sie gehören?“ fragte ich mich, „ob sie dort oben wohnt — oder vielleicht nur zufällig in Geschäften zu Besuch zu Jemanden ging.“

Diese Gedanken beschäftigten mich so, daß ich sehr wenig fleißig an meinen Rehen war — dagegen ein neues Blatt Papier auf die Mappe legte und versuchte, den gesenkten Kopf des Mädchens von heut Morgen zu skizziren.

Ich war mit mir sehr unzufrieden — meine Zeichnung sollte noch kolorirt werden — dann hatte ich sie auf Porzellan zu übertragen — das war mein Beruf, mein Geschäft — ich war Porzellanmaler für künstlerische Objekte, wie große Vasen und dergleichen, und statt der Rehe zeichnete ich einen stark gesenkten Kopf eines mir unbekannten Frauenzimmers...

Was waren das für Phantastereien für einen sonst stets so durchaus gelesenen, zielbewußten, praktischen Menschen, wie ich einer bin?

Ich kehrte Abends in meine Wohnung zurück und dießmal — o, welch ein Glück! — unterblieb das schreckliche Renzieren meiner Nachbarn.

Ich schlief die Nacht vortrefflich — stand wohlgemuth am nächsten Morgen sehr früh auf und machte mich sofort an meine Arbeit. Die Rehe wurden kolorirt —

— die Sonne in meinem Walde begann goldene Strahlen, die mir herrlich gelangen, durch das Gebüsch zu werfen — da, trach! schmetterte es im Nebenzimmer los: „Morgenroth, Morgenroth — leuchtest mir zum frühen Tod!“

„Ja, das könnte auch mich tödten!“ schrie ich fast ingrimig auf. „Gott sei Dank, daß in vierzehn Tagen das Gedröhne ein Ende hat!“

Das Lied aber wollte heute kein Ende nehmen, immer und immer wieder fing der schreckliche Trompeter die Lobie von Neuem an, und nun — es war fürchterlich — variirte der gräßliche Mensch noch.



König Georgios und Königin Olga von Griechenland. Originalzeichnung. (S. 459.)

schien mir wahrhaft böhnisch das Instrument überschreien zu wollen.

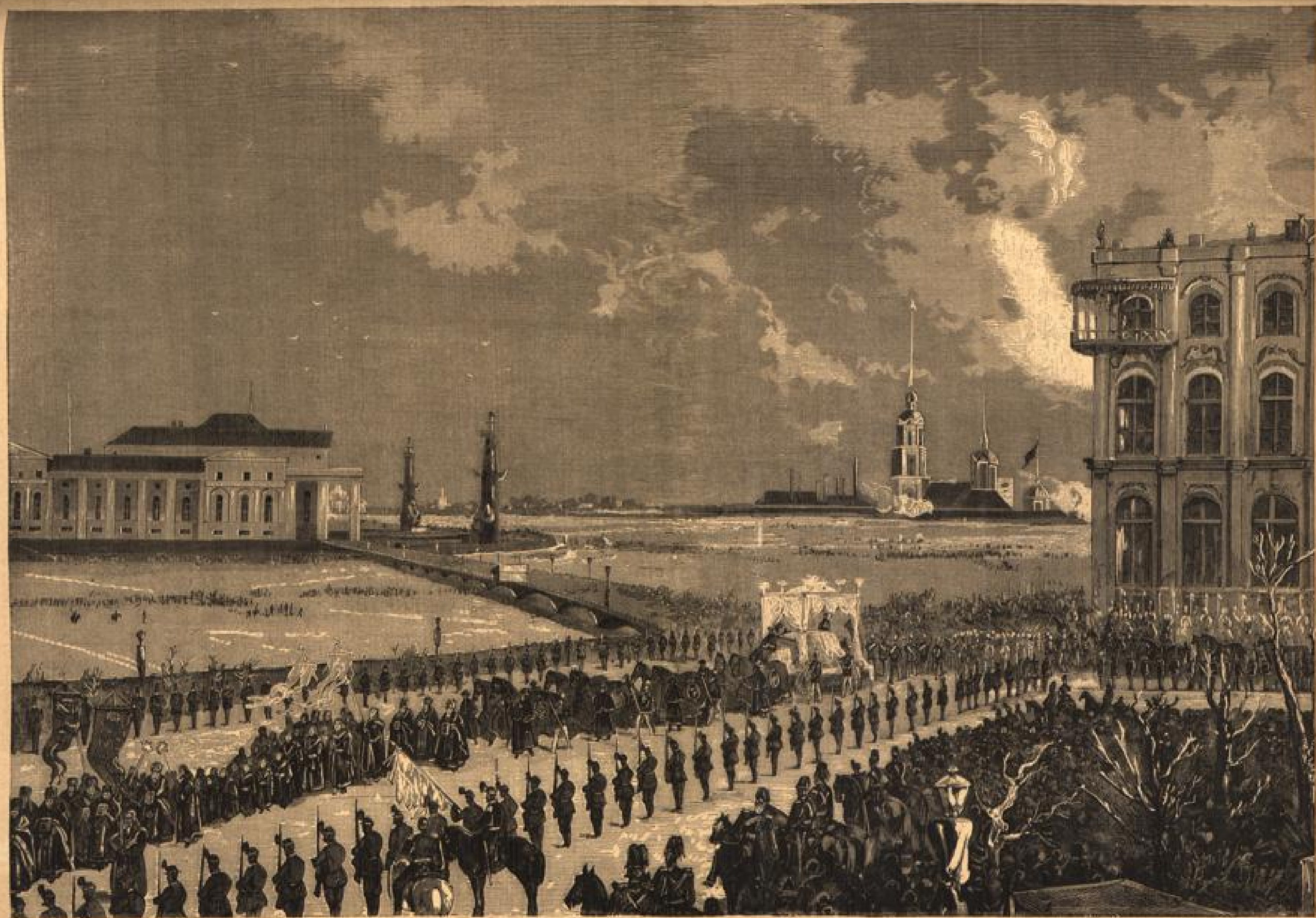
In meinem Zorn stellte ich mir die Sängerin mit einem Mund vor, der von einem Ohr zum andern reichte und das Aussehen eines Froschmaules hatte. Endlich schlief ich ein, und was weckte mich am Morgen: „Erhebt euch von der Erde, ihr Schläfer, aus der Ruh!“ im gefühlvollsten Fortissimo des gräßlichen Instruments.

Ich zog mich rasch an, um hinaus in's Freie zu eilen, um dieser Mahnung zu entfliehen; zum Walde wollte ich hinaus, um dort in der Stille der nicht trompetenden Natur mein Rehbild zu vollenden.

— die Sonne in meinem Walde begann goldene Strahlen, die mir herrlich gelangen, durch das Gebüsch zu werfen — da, trach! schmetterte es im Nebenzimmer los: „Morgenroth, Morgenroth — leuchtest mir zum frühen Tod!“

„Ja, das könnte auch mich tödten!“ schrie ich fast ingrimig auf. „Gott sei Dank, daß in vierzehn Tagen das Gedröhne ein Ende hat!“

Das Lied aber wollte heute kein Ende nehmen, immer und immer wieder fing der schreckliche Trompeter die Lobie von Neuem an, und nun — es war fürchterlich — variirte der gräßliche Mensch noch.



Ueberführung der Leiche Kaiser Alexander II. vom Winterpalais nach der Peter-Pauls-Kathedrale. Nach einer Zeichnung von R. Baran. (S. 467.)

Ich hielt den Kopf so weit wie möglich zum Fenster hinaus, damit ich weniger hörte. Ich zählte die Späßen auf den Dächern und hielt überlaut Zwiesgespräche mit ihnen, um die Posaumentöne zu übertönen.

Endlich hatte der entsetzliche Mensch nebenan genug und ich wandte mich wieder zu meiner Walddiäde. Sehr lange hatte ich nicht gearbeitet — da stürzte mich ein leises Klopfen an der Thür.

Ich rief mürrisch und sehr laut „herein“, und in den Rahmen des Eingangs tritt — die Mädchengestalt von gestern früh.

Das Licht fiel voll auf diese und ich erblickte jetzt ein auffallend sanft-schönes Frauenzimmer mit kastanienbraunen Haaren und nicht mit dunklen Augen, wie mir dieß gestern im Gang vertam, sondern mit seltsam leuchtenden hellgrauen — das Schönste an diesem Gesicht war aber die hohe, reine Stirn und der kleine, süße Kirschmunde.

Ich war erstaunt über diesen Besuch und mein Gesicht muß auch diese Ueberraschung ausgedrückt haben — denn die Schüchternheit der jungen Dame, die, nachdem die Thür sich hinter ihr geschlossen, nicht tiefer in das Zimmer trat, nahm sichtbar zu — das Mädchen bebte und rang nach Worten.

Ich beeilte mich, der peinlichen Situation ein Ende zu machen, indem ich ohne Zwang sehr freundlich und in voller Aufrichtigkeit fragte, welcher Ursache ich das Glück dieses Besuches zu danken hätte?

Statt aller Antwort erfolgte ein Strom von Thränen und heftiges und sehr bald lautes Schluchzen von Seiten des schönen Besuches.

Jetzt wußte ich nicht, was ich machen sollte — Frauen weinen zu sehen, war mir stets in hohem Grade unangenehm. Es benahm mir die Fassung, es machte mich nervös, sogar zornig auf mich selbst wegen meiner Haltungslosigkeit. Und dieß Mädchen in Thränen zu sehen und ihr herzbrechendes Schluchzen so hilflos hören zu müssen, verursachte mir wahrhaft physischen Schmerz.

Ich riß mich gewaltsam empor, ich sagte einen verzweifelungsvollen Muth — ich wollte auf die Weinende zugehen und einige Worte der Beruhigung, Tröstung sprechen — da verstummte plötzlich das Schluchzen, die Thränen versiegten in den Augen des Mädchens, es richtete seinen Kopf empor und trat mit etwas gewaltsamem Muth vor mich.

„Mein Herr!“ sprach die schöne junge Dame, „Sie sehen mich so unglücklich durch Ihre Schuld,“ begann sie in einem Tone, durch den noch tausend Thränen zitterten.

„Durch meine Schuld?“ fragte ich höchlichst betreten.

„Ja!“ antwortete sie, die großen grauen Augen fest auf mich richtend, „denn Ihre Wege müssen wir die Wohnung verlassen.“

„So sind Sie also die Gattin des trompetenblasenden Herrn neben mir?“ erkundigte ich mich, nicht sehr angenehm berührt durch diese Eröffnungen.

„Ich bin nicht die Frau, sondern die Tochter,“ fuhr die junge Dame jetzt fort. „Es ist hart von Ihnen, uns aus diesem Asyl, das wir seit zwei Jahren jetzt ungestört innehaben, zu vertreiben. Wir haben uns hier oben hinauf geflüchtet, weil wir glaubten, daß hier das Instrument Niemanden inkommodiren würde — es hat sich auch bisher noch kein Miether beklagt — und jetzt, nachdem wir uns diese Zeit so glücklich und wohl gefühlt, werden wir wieder hinausgestoßen, wer weiß, zu welchen rohen Menschen, und Sie gönnen einem alten, einsamen Mann nicht sein so harmloses Vergnügen, die einzige Erholung und Zerstreuung seines Alters — die Erinnerung an jene Zeiten, wo er noch als bedeutender Künstler wirken konnte.“

Und wieder brachen Thränen aus den Augen der jungen Dame und wieder schluchzte sie so tief und schmerzlich.

Wir war bei dieser Rede seltsam zu Muth geworden. Erst fühlte ich einen freudigen Stich im Herzen, als sie sagte, sie wäre nicht die Frau, sondern die Tochter des trompetenden Herrn — dann verstimmte mich die Vertheidigung des Blases ihres Vaters, und dann rührte mich ihr Kummer fast selbst zu Thränen.

Ich suchte nach einer Antwort — nach Worten, welche ihr beweisen sollten, daß ich kein Herz von Stein hatte. Ich dachte ihr klar zu machen, durch welche Umstände ich so musikalisch geworden — ich sah auf die Erde und sann — da hörte ich die Thüre gehen — ich blickte auf und sah noch das helle Kleid in der Thüröffnung verschwinden — die Thür ging leise in's Schloß und ich war wieder allein im Zimmer.

Ich kam mir wie ein echter Tölpel vor, und dazu noch wie ein unhöflicher, zänkischer, hartherziger, roher, ungebildeter Mensch.

Was hatte ich für ein Recht hier, diese sonst gewiß ganz friedlichen, harmlosen Leute zu vertreiben? Wenn der Mann ein kindliches Vergnügen darin fand, ab und zu auf der Posaune zu blasen, und ich die Posaune, überhaupt die Musik nicht mehr leiden konnte, besaß ich deshalb ein Recht, diese Leute zu behelligen — mußte sich die ganze Welt nach meiner Laune richten — durfte deshalb der Mann die Posaune nicht blasen, weil es mir, dem Eindringling hier, nicht gefiel... Morgens und Abends die Viertelstunde? — Wie viele Zeit verlor ich nicht mit unnützem Patiencelegen, mechanischem Bleistiftspitzen, gedankenlosem Durchlesen alter Zeitungsschnitzel — konnte ich diese Beschäftigungen nicht auf die Zeit des Posaunenspiels verlegen — dabei würde mich dieß doch nicht stören... Wie viele Zeit verdrückte ich mit schlechtem Singen und Pfeifen — und

jetzt treibe ich einen alten Mann fort, weil er mir täglich eine halbe Stunde Zeit raubt? Warum soche ich Morgens währenddessen nicht Kaffee und reibe nicht beim Abendkonzert meine Farben? — Die Ohrenqual — kann ich weiter — ist nicht so arg, mußte ich mir sagen. Ein langdauerndes Krähen von einem Halbduzend Hähnen der benachbarten Höfe — wie ich das oft wahrgenommen — störte mich nicht sehr, und der Lärm war entschieden größer als der dieses Posaunensolos — auch zeichnen mußte sich schließlich dabei lassen — zum Beispiel Schattenvertheilen und untermalen — diese Gedankenreihe drängte sich mir auf, unmitttelbar nachdem der seltsam schöne, überraschende Besuch mich verlassen. Solche Worte sprach mein Gewissen zu mir, und ich muß gestehen, daß mein Gewissen in diesem Fall auffallend ähnlich der jungen Dame sah, die soeben in meinem Zimmer geweint hatte.

Ich saß wohl eine Stunde still vor meinen Rehen und tuschte braun und gelb und kam mir meiner Zimmernachbarn wegen wie ein rechter Barbar, wie ein grausamer, eigensinniger, hartherziger, unverträglicher Mensch vor, der seinem Nebenmenschen keine Freude gönnt.

Ich tuschte die Bäume grün, ich malte den Himmel blau, und indem mein Inneres friedlicher, sozusagen sommerlicher gestimmt wurde, kam ich zu einem Entschluß.

Ich zog meinen Ausgehrock an und stieg die Treppen hinunter zu dem Hauswirth.

Er empfing mich etwas erstaunt — gegen vorgestern mußte ich wunderbar sanft und zufrieden jetzt aussehn.

„Herr Bernard — ich habe den Leuten gekündigt,“ so sprechend empfing er mich — „Sie werden zwei Thaler monatlich mehr nicht zu viel für den Ausfall finden,“ fügte er sanft hinzu.

„So, Sie haben gekündigt?“ erwiderte ich, weniger erfreut, als der Wirth geglaubt haben mochte, „das war etwas schnell.“

„Aber, verehrter Herr! Sie haben mich ja förmlich dazu gedrängt, sofort zu kündigen, Sie wollten ja keine Minute mehr ohne diese Gewißheit im Hause bleiben. Sie brannten ja förmlich darauf, die Leute oben fortzubringen,“ fiel der Wirth etwas ungeduldig ein.

„Allerdings,“ erwiderte ich, „das Blasen war mir sehr unangenehm — besonders im ersten Augenblick — ich vermuthete eine stille Nachbarschaft — ich war am allerwenigsten auf einen Blechbläser gefaßt — die Töne erschreckten mich, sie regten mich auf und erregten meinen Zorn — doch nachdem“ — fuhr ich bedächtig fort — „ich den Mann öfter habe blasen hören, entdeckte ich, daß er ein Virtuoso auf dem Instrument ist — das ist kein gewöhnliches Dilettantenspiel, wie ich in meiner Ueberraschung zuerst gefürchtet. Es ist mir allerdings nicht angenehm — nein, keineswegs“ — versicherte ich — „jedoch ich glaube, daß ich mich an diese Posaune gewöhnen werde — man gewöhnt sich ja an so Vieles,“ stochte ich philosophisch ein.

„Was einem zuerst auf das Feinlichste unangenehm war.“

„Also wünschen Sie, daß ich die Kündigung rückgängig mache?“ unterbrach mich der Hauswirth. „Sie nehmen Ihre Bedingung, dieser Nachbarschaft wegen fortzuziehen, zurück?“ forschte der vorsichtige Hausbesitzer.

„Ja!“ antwortete ich schnell. „Ich will wenigstens nicht die Veranlassung sein, daß diese vielleicht sonst ganz guten, rechtlichen und bescheidenen Leute meiner Person wegen aus der Wohnung müßten.“

Der Wirth sah mich forschend an. Es war mir zu Muth, als würde ich roth, und ich machte mir mit meiner Uhrkette zu thun.

„Das klingt anders als vorgestern,“ ließ sich darauf der Wirth vernehmen. „Ich habe mit der Kündigung auch einen Tag gewartet. Ich dachte, vielleicht würden Sie sich's anders überlegen, Sie waren so sehr im Eifer — da Sie aber auch am nächsten Morgen wie wüthend aus dem Hause stürmten und den ganzen Tag nicht heimkamen, dachte ich, es wäre Ihr unabänderlicher Entschluß, und jagte den Leuten, sie müßten schon Ende des Monats ein anderes Logis suchen, der neue Herr, ein berühmter Maler, der dort neben ihnen eingezogen, könnte das Trompeten absolut nicht ertragen. Man war recht böse auf Sie,“ fuhr der Wirth gemüthlich plaudernd fort, „und besonders Fräulein Anna, sie sagte: sie hätte das Ihnen nicht zugetraut, Sie sähen sonst so anständig und nicht so roh und oberflächlich und leichtfertig wie die anderen jungen Leute aus; sie hätte geglaubt, Sie würden für Musik ein fühlendes Herz haben.“ Hierbei sah mich der Wirth wieder so — ja, wie soll ich sagen — impertinent an, daß ich mich eiligst gezwungen fühlte, meine Uhr zu ziehen und das Zifferblatt zu studiren. — „Nun, es freut mich, daß die Parteien einig,“ schloß der Hausbesitzer. „Ich werde dem Herrn Selke sogleich den Umschwung in der Witterung kundthun,“ endete, wie mir schien, etwas malitios spöttisch der Wirth.

„Ja, thun Sie das,“ bestärkte ich ziemlich verlegen und entfernte mich aus dem Zimmer.

Am Abend desselben Tages ließ sich im Nebenzimmer mit auffallend sanfter, getragener Stimmführung die Posaune vernehmen; sie blies ganz prachtvoll: „Nun ruhen alle Wälder“, und dieser gewaltige Gesang der Posaune wurde begleitet von einer geradezu wunderbar süßen Frauenstimme.

Ich lauschte athemlos. Ich war ganz verdußt zuletzt. Wo hatte ich denn bisher meine Ohren gehabt — waren die Posaune und die Frauenstimme gestern und vorgestern von einem mißgünstigen Zauber verheert gewesen, oder bin

ich jetzt von der liebevollen Fee Almanforine aus Lumpazi verzaubert?

Das Konzert rührte und entzückte mich — der Posaunenbläser war ja ein wirklicher, wahrhafter Künstler auf seinem Instrument, und seine Tochter — Anna hieß sie — ja, Anna — ich hatte den Namen, welchen der Wirth verrieth, nicht vergessen, hatte die süßeste, sympathischste Stimme von der Welt.

Als der Vortrag im Nebenzimmer zu Ende, ward ich wahrhaft traurig, und ich schmachtete förmlich nach dem Choral morgen und sehnste mich darnach, daß die Posaune wieder von Frauengesang begleitet sein möchte.

Der nächste Morgen brachte aber nur: „Ihr Freunde, seht, es strahlet der Morgen!“ aus der Stummen als Posaunensolo — also ohne die Frauenstimme. Ich fand, daß der Mann sehr schön blies — die Posaune aber erst durch eine weibliche Stimme, welche sie begleitete, ein wahrhaft herrliches Instrument sei.

Am Abend jedoch erfreute und erquickte mich ein italienisches süßes Duo.

So ging es viele Tage, aus Sommer wurde Herbst. Wenn an irgend einem Tage das Konzert nebenan ausfiel, kam mir der Tag als ein verlorenen vor. Ja, ich darf sagen, daß ich von einem Tag zum andern nur zu den Abendkonzerten lebte, denen ich andächtig, dicht an der Wand, wo ich mein Bett abgerückt hatte, sitzend, lauschte.

Meine schöne Nachbarin sah ich fast täglich Morgens, wenn sie die Einkäufe besorgte, hie und da auch auf der Straße. Wir grüßten uns höflich und freundlich, sie schien sich aber vor mir zu geniren und wich jeder etwaigen Begegnung — und ich suchte eifrig eine solche herbeizuführen — sorgfältig aus. Auch ihren Vater sah ich. Es war ein auffallend kleiner, dünner Herr, dem ich eine solche Lungenkraft, wie sie zur Bewältigung des mächtigen Instruments gehörte, gar nicht zugetraut hätte. Er grüßte mich nur sehr kühl und sah mich ziemlich unfreundlich an; er schien nicht vergessen zu können, daß ich einst sein Spiel und sein geliebtes Instrument verachtete.

Ich wartete immer auf ein glückliches Ungesähr, das meinen Eifer, in nähere Berührung mit meinen Nachbarn zu kommen, zum Ziele führen sollte — aber ich wartete und wartete vergebens. (Schluß folgt.)

Bilder aus Marokko.

(Bilder S. 464.)

Der Märchenzauber, welcher das mohammedanische Leben speziell in der Türkei umgab, beginnt jetzt bedenklich zu schwinden, dagegen hat Marokko sich das seltsam Eigenartige des Orients noch vollkommen bewahrt. Deshalb haben für uns die Schilderungen aus dem Leben jenes nordwestlichen afrikanischen Gebietes großen Reiz. Wir bringen heute eine kleine Sammlung lebenswahrer Skizzen aus dem Sultanat Raghib-el-Alfa, wie die Türken, oder El-Gharb, wie die Marokkaner dieß Land nennen. Das hohe Gebirge des Atlas scheidet das nördliche, gut bewässerte Marokko von dem Saharamarokko, das Wüste und nur zum wenigsten Theil durchsicht ist. Die Bewohner sind sehr dunkel und haben negerartiges Aeußere; sie sind fanatische Mohammedaner und ihr Land wird ganz nach alttürkischer Sitte regiert. Der Sultan Muley-Hassan — unsere Illustration zeigt ihn im Mittelbilde — ist ein wohlthätiger und nicht harter Mann; dennoch regiert er wie ein türkischer Sultan des Märchens. Er hat Gewalt über Leben, Tod und Vermögen seiner Unterthanen. Sein Wille ist Gesetz und er ist höchster Richter. Das Reich ist getheilt in Amalate, in welchen Statthalter (Pashas, Raids) regieren. Marokko ist recht gewerbfleißig, bekannt sind die rothen Wägen, welche aus Fez, der zweitgrößten Stadt des Landes, kommen und nach dem Orte benannt werden; die Seidenweberei blüht und besonders bemerkenswerth ist die Lederbereitung (Maroquin). Der Handel nach dem Innern befindet sich zum größten Theil in Händen des Sultans. Des Seehandels haben die Engländer sich bemächtigt, sie führen Wolle, Häute, Wachs, Korn, Rinder, Schafe, Leder und Straußfedern aus. Die bekannte Messalawane nimmt Indigo, Cochenille, Leder, Wolltücher, Straußfedern nach dem Orient und bringt indische und persische Seide, Parfümerien u. z. zurück. Die bedeutendsten Städte des Landes sind Tetuan, Tanger und Fez. Marokko, die Hauptstadt des Landes, liegt auf einer weiten Hochebene zwischen dem Atlas und dem Flusse Tensift; sie zählte im zwölften Jahrhundert 100,000 Häuser und 700,000 Einwohner, ist aber jetzt so heruntergekommen, daß sie kaum 100,000 Einwohner hat. Die Stadt ist finstler, eng, schmutzig und unheimlich, hat aber noch merkwürdige und schöne Moscheen aus ihrer Glanzzeit her. Zu den größten und schönsten Bauwerken des Reiches gehört der Palast des Sultans, der außerhalb der Stadt gelegen und von einer anderthalb Stunden großen, mit Thürmen versehenen Mauer umgeben ist.

Unser Bild zeigt einen Hof innerhalb dieses riesigen Mauerwerkes. Fez hat gegen 80,000 Einwohner; die Armee des Sultans wird auf 20,000 Mann berechnet. Unsere Skizze zeigt einen General der kaiserlichen Elitetruppen; ferner erblicken wir neben diesem Lanzenreiter und einen Kavalleristen der Armee, dann einen Pasha im Festtagsanzug, einen alten Haremswächter und einen Theichent des Sultans, der beschäftigt ist, auf den seltsamen niedrigen Prärentischen den Morgenmantel für den Sultan bereit zu machen. Die beiden anderen kleinen Skizzen stellen eine Reisegesellschaft im Innern des Landes und einen Panther vom Atlasgebirge dar.

Frankreich, dessen afrikanische Provinz Alger östlich von Tunis und westlich von Marokko begrenzt wird, hat jetzt einen ernstlichen Konflikt mit Tunis bekommen. Die kriegerischen arabischen Stämme sind in hohem Grade aufgeregter und es kann leicht ein Ereignis, daß, während Frankreich seine Truppen östlich hinwendet, Marokko von Westen her seinen Stammesverwandten und Glaubensgenossen Hilfe leistet. Frankreich wird daher auch gegen Marokko Truppen bereit halten müssen.



Die Krebse und ihr Fang.

Von W. Mulder.

Die Krebspest, welche zu Anfang des vorigen Sommers sowohl in Süd- wie in Norddeutschland auftrat und an welcher Millionen Krebse plötzlich dahinstarben, hat die Aufmerksamkeit auf diese zwar recht unheimlich aussehenden, aber höchst wohlschmeckenden und sehr gesuchten Bewohner unserer Flüsse und Seen gelenkt, und es hat sich herausgestellt, daß man von diesen Thieren eigentlich ziemlich wenig weiß und besonders im Publikum mancherlei Aberglaube hinsichtlich der Lebensweise der Krebse herrscht. Wir wollen nun hier in der Kürze versuchen, unsere Leser mit dem Wichtigsten aus dem Lebenslauf der sehr interessanten Thiere bekannt zu machen und auch zugleich die verschiedenen Fangarten, wie die Pflege und Zucht der Krebse, die einen sehr lohnenden Handelsartikel abgeben, schildern.

Der gemeine Flußkrebse kommt in ganz Europa vor, in größter Zahl in Norddeutschland, aber auch in Süddeutschland, namentlich in den bayerischen Seen, gibt es Krebse in Fülle.

Der männliche Krebs lebt mit Vorliebe in Gesellschaft und in großen Scharen zusammen; er wählt gern hohe Uferhöhlen als Wohnung. Die Weibchen behalten so lange ihre Wohnung, bis die junge Brut auskriecht. Die Eier befinden sich an den Wimpern der Bauchfüße. Ein mittelgroßer Krebs hat bis 200 Eier, welche im Mai auskommen. Zuerst haben die jungen Krebse ganz die Gestalt und das Aussehen kleiner Maden, die, an feinen Fäden hängend, längere Zeit noch bei der Mutter bleiben, wodurch sie vor Nachstellungen geschützt sind, denn Aale, Hechte, Barsche sind eifrige Feindschmeder dieser jungen Krebse. Diese winzigen Thierchen bleiben lange bei der Mutter, bis sie sich allein hinauswagen, und dieß ist wohl eine Folge des sehr langsamen Wachstums der Krebse. Es muß ein volles Jahr vergehen, bis die jungen Krebse erst die Größe einer Wespe haben, es dauert drei bis vier Jahre, bevor der Krebs zehn Centimeter lang, das heißt ein Suppentrebs ist. Vom vierten bis sechsten Jahre wächst der Krebs nur zwei Centimeter; er wird dann ein Mittelkrebse genannt. Der Tafelkrebse hat das beträchtliche Alter von acht bis zwölf Jahren zu erreichen, bis er seine fünfzehn bis achtzehn Centimeter mißt. In den verschiedenen Seen und Flüssen wachsen die Krebse auch verschieden, in wärmerem Wasser schneller. Besonders zuträglich für das schnelle Gedeihen der Krebse sind stille Seen, in der Nähe gelegenen und von Bergen umschlossenen; am wenigsten schnell wachsen die Krebse in kalten, offenen gelegenen Gewässern. Dieß scheint zu bestätigen die Mittheilung eines Oesterreichers im „Oesterreichischen landwirthschaftlichen Wochenblatt“, welcher berichtet, daß er Krebse in einer Lehmgrube züchtet. Nach seinem Berichte wurden im Monat Juli Krebse in eine solche 3 Meter tiefe und 150 Quadratmeter große Grube gebracht und nach drei Jahren 200 Krebse gefangen, ohne solche je gefüttert zu haben. Durch weitere sieben Jahre sei alljährlich eine ähnliche Menge der Lehmgrube entnommen worden und man habe trotzdem bei einer gelegentlichen Entwässerung derselben noch einen bedeutenden Bestand der Thiere von allen Größen vorgefunden. Die feinsten und größten Krebse finden sich in kleinen Flüssen, die nicht von gewerblichen Anlagen berührt und nicht von Rähnen befahren werden; aber auch in diesen ist der Krebs erst nach vier bis fünf Jahren zum Suppentrebs vorgerückt.

Alljährlich wechselt der Krebs sein Kleid. Ende Juni oder Anfangs Juli wirft der Krebs sein Gehäuse ab und erscheint in einer ganz weichen Haut. Das ist die gefährlichste Zeit für den Krebs, er ist dann natürlich äußerst empfindlich und braucht viel Nahrung und seine Feinde haben ihn in dieser Form am liebsten. Dieser Zustand dauert jedoch nur einige Tage, dann verhärtet sich die Haut wieder zu der bekannten Schale.

Am meisten hat der Krebs den Aal zu fürchten, der besonders einjährige Krebse frist. Die Feindschaft ist so groß, daß man als sicher annehmen darf, in Gewässern, wo viele Krebse sind, gibt es keine Aale, und wo Aale sich aufhalten, wird man keine Krebse finden.

Der Krebs hat jedoch nicht ohne Grund sein unheimliches Aussehen, er ist ein gewaltiger Räuber und Mörder. Sobald es dunkel wird, beginnen die Gepanzerten ihr Raubwerk; sie lauern still, bis sie einen Frosch oder kleinen Fisch erblicken, dann schweben sie bis an den Hals heran, und mit einem gewaltigen Ruck nach vorwärts schießend, speien sie das Opfer auf den langen, spitzen, festen Dorn auf, der sich zwischen ihren Augen befindet. Die Beute sitzt meist fest; nun tauchen sie in die Tiefe und händigen und verzehren dort das gefangene Thier, indem sie es zwischen die Scheren klemmen.

Bisher war man der Ansicht, daß der Krebs auch das Fleisch von toden Thieren und Menschen, wenn es verwest ist, frist; nach neueren genauen Beobachtungen trifft das nicht zu. Man darf als sicher hinstellen, daß der Krebs keinerlei todes, riechendes Fleisch frist. Krebse, die mit solchem Fleisch gefüttert würden, nähmen dieß nicht an und würden bald; ebenso gelingt es nie, Krebse in Reizen zu fangen, welche als Köder angegangenes Fleisch haben, während an demselben Ort bei lebendem Köder sogleich Krebse im Reize waren. Dagegen nimmt der Räuber bei seinen Jagden gern tode Fische, Stücke Holz und ähnliche schwimmende Gegenstände als Deckung an, hinter welchen er sich hält, um so unbedenklich an seine Beute zu gelangen, woher wohl auch der Glaube entspringt, daß der Krebs vom toden Fleisch sich nährt.

Die leichteste und vorteilhafteste Art des Krebsfanges geschieht durch sogenannte „Volljaden“, Reusen. Diese bestehen aus zwei Reusen, welche cylindrisch ein Reiz halten, das hinten geschlossen ist; innerhalb dieses Reizes ist ein Frosch oder lebender Fisch als Köder befestigt. Der ganze Apparat wird, mit einem Eisenbeiwert, auf den Grund des Wassers gelassen. Eine sehr interessante Fangart ist auch die mit dem Tellerhaken. Dieses

Fanggeräth ist ein Reizen, der mit einem Reiz bespannt ist. In der Mitte dieses Reizes ist ein langer Stock angebracht, der den Zweck hat, den Reizsteller auf dem Grunde des Wassers festzuhalten. Nicht beim Stock befindet sich der Köder. Um zu diesem zu gelangen, muß der Krebs auf den Teller laufen; sobald man dieß bemerkt, zieht man den Stock mit dem Reiz in die Höhe, nimmt den Krebs ab und bringt den Apparat, mit neuem Köder versehen, wieder in die Tiefe.

Sehr beliebt ist auch das Krebsleuchten. In den Sommermonaten halten sich die Krebse gern auf klarem Untergrund nicht zu tiefer Flußstellen auf. In dieser Zeit geht man dann an's Ufer, zündet Kienspäne an und hält sie über das Wasser, wodurch man einestheils die Krebse erblickt, sie andertheils zugleich derartig blendet, daß man sie mit der Hand greifen kann. Auf diese Weise werden die Krebse zu vielen Tugenden in einer Nacht gefangen.

Will man die Krebse aufbewahren, so muß man sie oft in erneutes, nicht zu kaltes Wasser bringen und sorgfältig etwa gestorbene Thiere sogleich entfernen, weil die Krebse schnell zu Grunde gehen, wenn ein toder sich längere Zeit unter ihnen befindet.

Neben lebenden Fischen und Fröschen fressen die Krebse in der Gefangenschaft auch frisch geschlachtetes Fleisch, Rüben, Brod und Kartoffeln.

Beim Versenden bedient man sich der Weidenkörbe, legt unten eine Lage Stroh hin und darauf die Krebse, einen auf den andern, und verschließt den Korb mit Stroblagen so, daß keiner der Krebse Raum hat, sich auf den Rücken zu legen. In diesem Falle würde er sich nämlich mit den Füßen so lange abarbeiten, bis er stirbt.

Schließlich möchten wir noch eines seltsamen Aberglaubens hinsichtlich der Krebse Erwähnung thun. Man scheut sich, Krebse zu fangen und zu essen in den Monaten, welche ein K haben. Seit einigen Jahren jedoch fangen und versenden die Händler und Krebszüchter in jedem Monat Krebse; diese werden gekauft und verzehrt, und bisher ist noch keine Klage aufgetaucht, daß diese schlechter gewesen wären als in den Monaten mit K.

Kleine Mittheilungen.

Das Zeitalter des Dampfes. So hat der Oberreichthümer Engel einen interessanten Band genannt, der besonders wegen des reichen Materials, das er zur Geschichte des Maschinenwesens beibringt, von hohem Werthe ist, auch für Solche, welche die chauvinistische Verherrlichung des nach dem Dampf benannten Zeitalters in allen Städten nicht theilen können. Ueber der Freude an dem Wohlstand, an dem Emporkommen vieler Wissenschafts- und Industriezweige, welches die Konsequenzen der Watt'schen Erfindung herbeigeführt hat, darf man nicht vergessen, daß ein englischer Sozialphilosoph, W. Oreg, diesem Zeitalter des Dampfes mit Recht die Schuld gegeben hat an einem allgemein um sich greifenden „Life at high pressure“, einem Leben in Hast und Eile unterm Hochdruck einer fieberhaft gesteigerten Konkurrenz, und daß man dieses Zeitalter auch das der Nervenkrantheiten nennen kann. Bewundern aber darf man immerhin die großartige Entwicklung, welche in verhältnismäßig kurzer Zeit das Maschinen- und insbesondere das Eisenbahnwesen bei uns wie überhaupt in der Welt gefunden. Den gegenwärtigen Stand derselben charakterisiren die folgenden Zahlen. Im Jahr 1879 war die Erde mit 350,000 Kilometer Eisenbahnen bedeckt, auf welchen 105,000 Lokomotiven thätig waren, die zusammen eine motorische Kraft von gegen 30 Millionen Pferdekraften repräsentirten. Die Kraft der übrigen Maschinen mit Einschluß der Schiffsmaschinen übertrug nach Engel aber die von 13 Millionen Pferdekraften noch erheblich. Allein in Preußen waren Ende 1878 vorhanden: 32,411 feststehende Dampfessel, 5536 bewegliche Dampfessel und Lokomotiven, 29,895 feststehende Dampfmaschinen, 702 Schiffsdampfessel, 623 Schiffsmaschinen, 6991 Lokomotiven. In diesen Dampfunternehmungen steckte ein Anlagekapital von 7415 Millionen Mark. Im deutschen Reich zählte man dagegen: 49,511 feststehende Dampfessel, 44,447 feststehende Dampfmaschinen, 9164 bewegliche Dampfmaschinen, 10,398 Lokomotiven, 1073 Dampfschiffe. Das Anlagekapital der Dampfunternehmungen im deutschen Reich betrug 11,104 Millionen Mark, wovon 7276 Millionen Mark auf die Eisenbahnen kamen. In sämtlichen Dampfunternehmungen der Erde stecken etwa 133,000 Millionen Mark, und hievon sind vier Fünftel erst in den letzten 20 bis 25 Jahren angewendet worden. Auf die Bevölkerung vertheilt kommen in Preußen und im Reich fast 100 Thaler auf jeden Kopf für Dampfanlagen.

Die Zusammensetzung des Tabakrauches. Der Gehalt des Tabakrauches an Blausäure ist nach Mittheilungen von Le Bon (Journ. de Therap.) verschieden. Während 100 Gramm des gewöhnlichen Tabaks nur 3—4 Milligramm Blausäure enthalten, enthält der türkische Tabak 7—8 Milligramm. Die übrigen aromatischen Bestandtheile des Tabakrauches sind bisher ohne Erfolg untersucht worden. Beim Verbrennen von 500 Kilogramm Tabak wurden nur 2 oder 3 Gramm einer dicken Flüssigkeit von unbestimmter Natur und einem verdächtigen Dufte erhalten. Le Bon fand ferner, daß, wenn Tabakrauch durch Schwefelsäure getrieben wird, um Ammoniak und Nikotin zu absorbiren, er einen äußerst angenehmen Geruch annimmt, der namentlich bei Havannagarren stark hervortritt, so daß zwei Cigaretten hinreichen, um 50 Kubikcentimeter Wasser einen angenehmen, sich länger als ein Jahr haltenden Geruch zu ertheilen. Das Parfüm besteht aus zwei Stoffen von verschiedenem Siedepunkte, von welchem der niedriger siedende dem Nikotin an Giftigkeit nicht nachsteht. Der Stoff ist eine Pyridinbase, das Nikotin; daß dieser Körper bei feineren Tabaksorten in größerer Menge auftritt als in geringeren, ist auch von Gulenberg und Bohl nachgewiesen worden. Es erklärt dieß die Thatfache, daß die feineren Tabake, trotzdem sie an Nikotin ärmer sind als die geringeren, dennoch stärker sind als jene.

Räthselhaft verschwunden.

Aus den Erinnerungen eines Detektivs.

Von

Jda Polenz.

(Schluß.)

Achtzehntes Kapitel.

Pflicht und Liebe.

Wir entließen die Männer, welche uns bei der Gefangennahme behülflich gewesen, und saßen unseren Gefangenen gegenüber Posto.

„So,“ begann Herr Gryce, „ich ermahne euch Beide, keine Geschichten zu machen und die Zeit nicht mit Fluchen zu verlieren. Ihr seid nun einmal erwischt und das Beste, was ihr thun könnt, ist, daß ihr euer Schicksal mit Ruhe erwartet.“

„Ich verlange nichts, als daß man mir das Möbel läßt!“ rief der Vater aus. „Wo ist sie? Laßt sie kommen — ein Vater wird wohl das Recht haben, seine Tochter zu sehen.“

„Sie sollen sie schon zu sehen bekommen,“ sagte mein Vorgesetzter, „aber nicht eher, als bis ihr Mann zugegen ist, um sie zu beschützen.“

„Ihr Mann?“ fragte der Sohn. „Davon wissen Sie also auch? Er soll reich und stolz sein! Führt ihn einmal her, daß er uns sehe, wie wir gleich Hunden am Boden liegen, und dann soll er stolz sein, solche Verwandte zu besitzen.“

„Herr Blake ist schon auf der Treppe,“ sagte Herr Gryce, der dem Besitzer des gegenüberliegenden Hauses vom Fenster ein Zeichen gegeben hatte. „Er wird Ihnen gewiß sagen, daß ein Gefängniß der gesündeste Aufenthalt für Sie Beide ist.“

„Hol ihn der Teufel!“ brummte der Alte in den Bart. Ich öffnete die Thür und Herr Blake trat bleich und aufgeregt ein.

Die beiden Gefangenen machten unerhörte Anstrengungen, um sich aus ihrer liegenden Stellung aufzurichten. Dann blickten sie ängstlich in's Antlitz des Eintretenden, als glaubten sie, von ihm hänge ihr Wohl und Wehe ab. Der Sohn sprach zuerst.

„Grüß Gott, Schwager!“ sagte er.

Herr Blake schauderte zusammen und sah sich im Zimmer um. Dann fragte er:

„Wo ist meine Frau?“

„Sie ist ganz wohl,“ beruhigte Herr Gryce, „und hält sich in einem nicht allzu entfernten Zimmer auf. Soll ich sie herbeiholen?“

Herr Blake wehrte ungestüm ab.

„Noch nicht,“ sagte er. „Laßt mich zuerst diese Spitzbuben ansehen, damit ich zu würdigen weiß, was meine Frau ausgestanden hat während der Zeit ihres Zusammenlebens mit ihnen.“

„Ihre Frau?“ lachte der Alte. „Als ob es sich hier um sie handelte. Die Frage ist eine andere. Wie gefällt es Ihnen, so nahe verwandt zu sein mit Zuchthäuslern? Was werden Sie thun, um uns zu befreien?“

„Gar nichts werde ich thun!“ sagte Herr Blake. „Ihr verdient eure Strafe und sollt bis an's Ende ausharren.“

„Sie werden die Sache mit Vergnügen in allen Zeitungen lesen,“ höhnte der Jüngere.

„Die Zeitungen werden gar nichts erfahren,“ fiel ich hier ein. „Eure Verwandtschaft mit Herrn und Frau Blake bleibt ein Geheimniß. Nicht ein Wort darüber entflieht eurem Munde, das ist die Bedingung, die ich euch stelle.“

„So, weiter nichts!“ riefen Vater und Sohn zusammen. „Wer sind denn Sie, daß Sie es wagen, uns Vorschriften zu machen, und glauben, wir werden dieselben halten? Was steht denn in Ihrer Gewalt, als uns da wieder hineinzusperrern, woraus wir entkommen sind?“

Statt aller Antwort zog ich den Ring aus der Tasche, den ich in der Tasche ihres eigenen Küchenherdes gefunden, hielt ihnen denselben vor Augen und sah sie dabei unverwandt an.

Beide starrten in wildem Zorne auf, dann wurden sie aschfahl und alle Wildheit verschwand aus ihrem Antlitz. Ich war reichlich belohnt für meine Vorsicht von dazumal.

„Das habe ich im Küchenherde gefunden, in dem ihr eure Gefangenenkleider verbrannt habt. Es ist nur ein schlechter Ring, aber er bringt euch an den Galgen, wenn ich ihn gegen euch gelten lasse. Erinnert euch des Hängers!“

„Pst! Pst!“ sagte der Alte besänftigend, und ich war überrascht, daß er seine Stimme zu so weichem Tone moduliren konnte, als er sagte: „Werfen Sie den Ring zum Fenster hinaus und ich verspreche, zu schweigen. Ich bin kein Dummkopf.“

„Bin auch keiner!“ sagte ich und steckte den Ring wieder ein. „So lange ich diesen Ring besitze und mit den Umständen, die ich aus Ihrem Leben erfahren, bin ich sicher. Herr Blake hier hat eine halbe Nacht unter Ihrem Dache zugebracht und kennt einen Abgrund in der Nähe Ihres Hauses, von dem man sagt —“

„Mein Gott, Vater, warum bringst Du die Leute nicht



Bilder aus Marokko. (S. 462.)

zum Schweigen!" rief der Jüngere verzweifelt. "Wir wollen ja nichts ausplaudern, aber sie sollen endlich aufhören, von Dingen zu reden, die —"

"Wartet auf!" sagte Herr Gryce. "Ich werde euch einen Vorschlag machen! Ihr geht in's Gefängniß zurück und wartet eure Zeit ab, dagegen gibt's keine Abhilfe. Be-nehmt ihr euch anständig und schweigt über eure Zusammen-gehörigkeit mit seiner Frau, so wird dieser Herr eine ge-wisse Summe für euch in eine Bank einzahlen, die er nennen wird. Sobald ihr frei werdet, könnt ihr Kapital und Interessen entgegennehmen. Darf ich das in Ihrem Namen versprechen?" frag Gryce, gegen Herrn Blake gewendet.

Herr Blake nannte eine Summe und die Bank, in der er sie deponiren wollte. Es sei nur gesagt, daß das Ver-sprechen ein großmüthiges war.

"Sobald ihr aber ein einziges Wort über Frau Blake sprecht," fuhr Gryce eindringlich fort, "so hören nicht nur die Einzahlungen auf, sondern man forschet eurem Vor-leben nach und bringt euch auf eine Art oder die andere zum Schweigen."

"Wollt ihr Drei versprechen, zu schweigen, wenn wir nichts verrathen?" frag der Alte.

"Geierlichst versprechen wir das!"

"Also gut," sagte der Alte. "Laßt uns noch einmal das Mädchen sehen. Wir werden ihr nichts sagen," setzte er hinzu, als er Herrn Blake schaudern sah. "Sie ist meine Tochter und da möchte ich ihr Lebewohl sagen."

"Lassen Sie ihn sein Kind sehen!" sagte Herr Blake und wandte sich ab.

Ich eilte davon. In dem Zimmer, wo ich ihr zu warten befohlen, lag sie auf den Knien, das Antlitz in den Händen, offenbar in der peinlichsten Ungewißheit.

Die Hausfrau stand rathlos an ihrer Seite und ging auf einen Wink von mir hinaus.

"Frau Blake, die Beiden sind verhaftet, Ihr Vater aber wünscht Sie noch einmal zu sehen. Wollen Sie kommen?"

"Aber mein — Herr Blake? Ich hörte seinen Tritt auf der Treppe."

"Er ist bei Ihrem Vater und Ihrem Bruder. Er hat mich hieher geschickt."

Ein gefährlicher Glanz kam plötzlich in ihre Augen. Sie blickte nach der Thür, richtete sich stiel auf und schien mit einem Sturm von Gedanken, die sich in ihrem Hirn kreuzten, zu kämpfen.

"Wollen Sie nicht kommen?" frag ich.

"Ich —" dann hielt sie inne. "Ich will meinen Vater noch einmal sehen."

Sie war schon im Hinausgehen begriffen, plötzlich hielt sie behebend inne und trat zurück. Herr Blake stand unter der Thür und hielt die Arme ausgebreitet. Sie rief leise:

"Herr Blake!" und in dem einen Wort lag all ihr monatelanges Hoffen und Verzweifeln, aber es war kein zärtlicher Ton. Herr Blake ließ die Arme sinken, und sie stiel messend, sagte er:

"Sie haben Recht. Ich muß Sie erst um Verzeihung bitten, ehe ich hoffe —"

"Nein, nein!" unterbrach sie ihn. "Sie sind gekommen und das ist genug. Wenn Sie unfreundlich gegen mich gesinnt wären —"

"Unfreundlich?" Eine Welt voll Liebe lag in dem einen

Beim Haarkünstler. I.

Nach Skizzen von Ferdinand Bach.



Der Willkomm.



Man setzt sich in Position.



Die Toilette.



Die ersten Flocken.



In starker Aktion.



Es wird kritisch.

Dort. "Luttra, ich bin Dein Gatte — bin stolz und glück-lich, es zu sein! Ich komme in dieser Stunde zu Dir, um ir mein ganzes Leben zu weihen. Ein Jahr hat mich n Werth der Frau erkennen gelehrt, die ich im Wahnwitz i Hochzeitstage von mir stieß. Luttra, setze Deiner Auf-ferung die Krone auf und gönne mir die Verzeihung, die höher schätze als alle Güter der Erde, die erst wieder nen rechten Mann aus mir machen wird!"

Ihr Antlitz war zu ihm emporgerichtet mit dem ernsten D ruck, den wir Alle an ihr kannten. Jetzt lächelte sie flich, aber sie näherte sich ihm mit keiner Bewegung, sie ihm ihre Hand nicht.

"Sie sprechen diese Worte zu dieser Stunde? Zur ade, wo mein Vater, mein Bruder verhaftet wurden, ie gebunden und von der Polizei bewacht am Boden n? Und Sie wissen ja, daß sie ihr Loos nur zu sehr enen?"

"Nein! Ich spreche diese Worte am Tage, wo ich meine Frau die ich lange vergebens gesucht, endlich gefunden und der ich mein „Willkommen!“ tausendmal entgegenrufen müßte."

Sie beugte ihr Haupt und lächelte wieder.

"Jetzt komme, was da wolle, ich kann nicht mehr un-glücklich werden." Schon nach wenigen Augenblicken war sie gefaßt und sagte mit Ruhe: "Herr Blake, Sie sind herzensgut. Es weiß das Niemand so sehr wie ich, die ich seit einem Jahre in Ihrem Hause gewohnt habe und Sie beobachten konnte in allen Ihren Wegen. Aber ich darf nicht zugeben, daß Ihre Güte Sie zu einer Handlung verleitet, die Sie bereuen würden, bitterlich. Ich habe in der Schule des Schicksals gelernt, meine Pflicht zu erfüllen, auch wo sie schwer zu erfüllen war, — ich muß jetzt Muth für Beide haben, muß verhindern, was mir meine innerste Ueberzeugung sagt, daß es nur zu Enttäuschung und Schande führen kann. Sie wollen mich als Ihre Frau heimführen? Wissen Sie nur, was das bedeutet?"

"Ich glaube wohl, Luttra," sagte er, "es bedeutet die Befreiung von meinem Herzleiden."

Sie verzog schmerzhaft den Mund, dann sagte sie:

"Es bedeutet Schande für die stolze Familie im Land! Es bedeutet geheimnißvolles Schweigen über eine mit Schandthaten besetzte Vergangenheit. — Angst vor

einer Zukunft, in die gleich schwarzen Schatten die Mauern des Gefängnisses hereinragen. Es bedeutet, o Gott! ein Heim ohne das Heiligthum der Erinnerung! Einen Mann ohne die gewohnten Ehrenbezeugungen, eine Frau, der die Schlange des Kummers am Herzen nagt, und vielleicht Kinder, deren Lippen das Wort „Großvater“ nicht sprechen können, ohne daß den Eltern die Röthe der Scham bis zu den Schläfen steigt."

"Luttra, Dein Vater, Dein Bruder haben versprochen, künftighin ihren dunklen Pfad allein zu wandeln. Der Schatten, von dem Du sprichst, wird vielleicht einen kleinen Theil Deines eigenen Herzens ausfüllen, aber er fällt nicht auf die Stätte, zu deren Herrin ich Dich machen will. Die Welt wird niemals erfahren, daß Luttra Blake jemals Luttra Pattison hieß. Laß mich versuchen, ob ich Dich vergessen lehren kann, daß Du jemals einen andern Namen getragen."

"Lassen Sie ab!" bat sie flehentlich. "Herr Blake, ich bin nur eine Frau und deshalb nur allzu nachgiebig, wo eine geliebte Stimme bittet. Ich bin nur in einer Sache starr, und das ist die Pflicht, die ich dem Manne schulde,

den ich ehre und liebe. Vor einem Jahre verließ ich Sie, weil Ihr Wille und meine Ehre es geboten, — heute entsage ich allen Freuden des Lebens, weil Ihre Stellung, Ihr Glück es fordern.“

„Mein Glück! Ach, Luttra, wenn Du mich so liebstest, wie ich Dich liebe —“

„Dann vielleicht fügte ich mich Ihrem Willen,“ sagte sie lächelnd. „Aber ich liebe Sie, wie nur ein Mädchen, das unter hassenswerthen Menschen aufwuchs, den Mann lieben kann, der das erste Licht in ihre Finsternis brachte, der ihr den Weg öffnete zur Bildung, zur Reinheit, zur Ehre. Ich wäre ein unwürdiges Wesen, wollte ich solche Dienste anders vergelten als —“

„Aber, Luttra, Du hast mich ja geheiratet, als Du vollauf wußtest, was Dein Vater fähig war zu begehnen!“

„Ja wohl! Was ich damals empfand, war aber die blinde Liebe eines jungen Mädchens, nicht die selbstlose Liebe einer Frau, die den Vermuth des Lebens gefosset hat. Ich wußte damals nicht, was ich that! Auch waren meine Verwandten nicht überführte Verbrecher, wenn sie auch schwach waren der Versuchung gegenüber. Ich glaubte sie für immer auf dem Wege des Lebens hinter mir gelassen zu haben. Ich habe seitdem erfahren, daß sich die Bande des Bluts nicht leicht lockern. Sie haben mich gefunden, sie werden mich wieder finden.“

„Niemand! Es ist, als ob sich das Grab über ihnen geschlossen hätte.“

„O, und die Schande! Denken Sie an diese nicht? So lange die besteht, will ich allein bleiben, ihr allein entgegengetreten. Ich liebe Dich, Holman, Gottes Sonnenlicht ist mir nicht theurer als Du, — aber ich werde Deine Schwelle nicht eher als Deine Frau übertreten, bis diese Schande von mir gewichen ist. Eine Königin an Herz und Gesinnung wäre würdig, mit Dir Dein Haus zu bewohnen. Soll Deine Begleiterin durch's Leben ein Mädchen sein, das wochenlang die Atmosphäre des Verbrechens eingeathmet? Deine Güte wird in meinem Herzen fortleben, aber laß mich fortziehen in ländliche Einsamkeit, wo ich mein Leben dem Andenken an Dich und guten Werken widmen kann, wo ich für Dich ungestört leben kann, dessen lichten, ehrenvollen Pfad ich nicht mit ihm wandeln darf!“

Sie machte eine Bewegung, die ihn auf immer abwies, die aber zugleich von ihrer unwandelbaren Hingebung sprach, und verließ das Zimmer, um ihren gefesselten Vater im untern Stockwerke aufzusuchen.

Neunzehntes Kapitel.

Die Erklärung.

„Ich kann das nicht ertragen,“ seufzte Herr Blake. „Sie weiß nicht, sie begreift nicht“ — dann plötzlich meine Aufmerksamkeit bemerkend, setzte er hinzu: „Bitte, besorgen Sie diese Zeilen“ — er kritzelte einige Worte auf ein Papier — „an Frau Daniels.“

Ich schickte augenblicklich einen der Männer nach Herrn Blake's Hause.

„Vielleicht läßt sie sich von einer Frau überzeugen,“ sagte Herr Blake, während er ungeduldig im Zimmer auf und nieder schritt.

Seine Ungeduld ließ mich ermessen, wie wenig Hoffnung er hatte, sich die geliebte Frau zu erhalten. Ich empfand, daß meine Gegenwart ihn stören mußte, und ging deshalb hinab, wo das sich abspielte, was mich ungemein interessirte. Als ich eintrat und zu Herrn Gryce an's Fenster ging, sagte Luttra eben:

„Ich werde niemals vergessen, daß Ihr mein Vater seid! Welches auch mein Schicksal sei und wo ich auch mein Haupt berge, das Ihr mit Schande bedeckt, ich werde stets für Eure Reue beten. Gebe Gott, daß der Tag noch kommt, an dem ich von Euch den Vatersegen erhalten kann!“

Der Alte brummte unverständliche Worte in den Bart, von denen man nur so viel verstand, daß er Frau Blake etwas zu sagen habe, das ihr Freude machen werde, es aber nicht eher sagen wolle, als bis er sehe, daß man die gegebenen Versprechen zu halten gewillt sei. Nun trat Herr Gryce vor und machte Anstalt, die Beiden in einen unten bereitstehenden Wagen zu führen. So lange ihr Vater und Bruder noch zugegen waren, stand sie freundlich zurendend bei ihnen, doch als die Thüre sich hinter ihnen schloß, nahm ihr Gesicht plötzlich einen entschlossenen Ausdruck an, als bereite sie sich zum Kampf vor, aus dem sie als Siegerin hervorgehen mußte.

Herr Blake trat bald darauf ein und hinter ihm erschien Frau Daniels und eine Dame, deren Schleier nicht dicht genug war, um vor mir die aristokratischen Züge der Gräfin von Mirac zu verbergen.

Die Ueberraschung entwarf Luttra für einen Augenblick.

„Frau Daniels!“ rief sie aus und hielt der Alten beide Hände entgegen.

„Meine geliebte Herrin,“ schluchzte die gute Frau und nahm die Hände der jungen Frau scheu in die ihren. „Sehe ich Sie endlich wohlbehalten wieder?“

„Sie müssen geglaubt haben, Ihre Angst um mich gehe mir wenig zu Herzen! Ich war jedoch in einer Lage, die mir nicht erlaubte, mit Ihnen zu verkehren, wollte ich nicht das Leben Dessen gefährden, den zu retten ich in jener Nacht das Haus verließ!“

„Was bedeutet das?“ fragte Herr Blake gespannt. „War es meiner Sicherheit zuliebe, daß Du den Eindringlingen folgest?“

„Natürlich! Was hätte mich sonst zur Flucht bewegen können? Sie bedrohten Ihr Leben, Herr Blake —“

„Du mußt uns Alles erzählen,“ sagte Herr Blake.

„Wie kam es, daß sie Dich in Deinem Zufluchtsorte aufgefunden?“

„Nicht um mich zu suchen, kamen sie in Ihr Haus, Herr Blake,“ sagte die junge Frau und die Beschämung drohte ihre Stimme zu ersticken. „Sie wußten, daß in diesem Hause Reichthümer zu finden waren, und die Leiter zum neuen Anbau war der Versuchung zu viel. Sie waren damals schon in diesem Zimmer eingekerkert, denn sie wollten sich um jeden Preis Geld verschaffen. Sie hatten wohl noch welches, aber es lag im alten Haus in Vermont verborgen und sie durften nicht wagen, die Stadt zu verlassen, um es zu holen. Später hat mein Bruder es dennoch gewagt. Sie waren mittelst der Leiter auf den Anbau gestiegen und standen an meinem Fenster, als ich die Perücke auszog, um mein Haar zu kämmen. Am Haare erkannten sie mich sofort. Sie machten mir ein Zeichen, das ich von früher her noch kannte, und geboten mir, das Licht auszulöschen. Ich dachte, sie seien gekommen, um mir in meiner schwierigen Lage Rath oder Hülfe anzubieten, und that, wie sie mir geheißen. Sie traten ein, ich schauderte noch, wenn ich daran denke, wie sich ihre Riesengestalten schwarz gegen den Nachthimmel abhoben. Was wollt ihr?“

„Warum schleicht ihr zur Nacht herein und durch ein Fenster im dritten Stockwerk? Man wird euch entdecken und euch in's Gefängniß zurückbringen, dem ihr eben erst entflohen.“ Ihre Antwort belehrte mich aber darüber, was ich gewagt hatte, als ich zwei entflozene Sträflinge in ein fremdes Haus eingelassen. Wir brauchen Geld, sagten sie, und jetzt, wo Du da bist, werden wir auch solches erhalten.“ Sie erklärten nun, warten zu wollen, bis Alles im Hause schlief, dann sollte ich ihnen den Weg zum Silberschrank oder zu Herrn Blake's Geldschrank zeigen.

Sie glaubten, ich sei im Dienste Herrn Blake's, und ich ließ sie in ihrem Glauben. Als ich jedoch mich weigerte, zu thun, was sie verlangten, sprangen sie zur Thüre und wollten mit Gewalt in's Haus und in Herrn Blake's Zimmer dringen. Nun glaubte ich sie durch kein anderes Mittel zurückhalten zu können, als indem ich sie ansah, Herrn Blake unangefastet zu lassen, da er mein Gatte sei. Diese Enthüllung hatte die zu erwartende Wirkung. Sie ließen nicht eher ab, als bis sie die ganze Wahrheit aus mir herausgebracht hatten. Sie sagten augenblicklich den Entschluß, mich mit sich fortzuführen, denn auf diese Art konnte ich für sie eine ergiebige Quelle des Geldes werden. All mein Bitten und Drohen half nichts. Sie wollten mich binden und fort schleppen, wenn ich nicht gütwillig fortging. Und ach, mein Mund war ja durch so Vieles verschlossen! Wenn ich um Hülfe rief, so erfuhr Herr Blake mein Geheimniß, und dann die Schande! Als Frau Daniels an meine Thüre kam, hatte ich bereits beschloßen, den Beiden zu folgen. Verrieth ich sie, so entstand ein Kampf, und wer konnte sagen, wie dieser Kampf enden würde? Der Abstieg mittelst der Leiter war mir ein Leichtes, — war ich doch in den wilden Bergen aufgewachsen. Aber ich wurde beinahe wahnsinnig, wenn ich bedachte, wie ich durch diese Flucht Alles aufgab — den Frieden, ein ehrliches Dasein, die Hoffnung auf Wiedervereinigung mit meinem Gatten! Als eine Sicherheitswache in unserer Nähe auftauchte, sagte ich einen Augenblick den Gedanken, bei diesem Manne Schutz zu suchen. Aber ehe ich ihn erreichte, sah ich die Augen meines Gatten durch's Gitter streng und tadelnd auf mich gerichtet. Der Anblick erschreckte mich so sehr, daß ich zu meinen Entführern zurückeilte. Was thaten Sie dort, Herr Blake, und warum öffneten Sie nicht das Gitter, um mir zu folgen?“

„Das Gitter war versperrt und ich hatte nicht den Schlüssel dazu,“ sagte Herr Blake.

„Den Schlüssel hatte mein Vater,“ sagte die junge Frau. „Er fand ihn im Schloße, nachdem er volle acht Tage tausend Versuche gemacht hatte, um ihn zu erhalten. — Am nächsten Tage machten mir die Beiden meine Lage klar. Entweder ich schrieb meinem Gatten und verlangte für meine Freilassung eine bestimmte Summe Geldes und Hülfe zur Flucht aus dem Lande, oder ich blieb ihre Gefangene. Ich beharrte natürlich bei meiner Weigerung, die lange Wochen bitteren Leidens zur Folge hatte. Aber ich beklage meine Leiden nicht, haben sie mir doch Ihre Achtung erworben und die Gewißheit, daß Sie meiner, wenn nicht mit Liebe, so doch mit Mitleid gedenken werden.“

Nachdem sie ihre Geschichte erzählt, trat Frau Blake auf die Seite und nahm wieder jenen Ausdruck kalter Reservirtheit an, welche jede Annäherung unmöglich machte und Herrn Blake beinahe zur Verzweiflung brachte.

Zwanzigstes Kapitel.

Endlich verbunden.

Er verlor jedoch den Muth nicht.

„Nachdem Du all' das für mich erduldest, glaubst Du das Recht zu haben, mir den einzigen Wunsch, den ich auf Erden habe, zu verweigern? Stellst Du Dir treue Liebe so vor, Luttra?“

„Meine treue Liebe denkt auch an die Zukunft, Herr Blake. Ich will Ihnen jahrelange Pein und Reue ersparen, indem ich Ihnen einen vorübergehenden Schmerz auferlege.“

Er schritt fest auf sie zu.

„Luttra, Du kennst eines Mannes Herz nicht! Wenn ich Dich jetzt verlieren soll, so sehe ich einem frühen Tode entgegen.“

„Sie glauben also —“ begann sie, brach jedoch erröthend ab. Frau Daniels trat an ihre Seite.

„Meine theure Herrin,“ sagte sie, „Sie haben Unrecht mit Ihrer Weigerung.“ Wieder sah die Alte so aufgeregt aus wie damals, als sie auf dem Polizeibureau die erste Meldung vom Verschwinden des Mädchens gemacht. „Ich habe dieser Familie lange genug gedient, um sie zu kennen — und ich sage Ihnen, daß Sie derselben kein größeres Glück verleißen können, als indem Sie Herrn Blake's Hand annehmen, daß Sie dem Hause Unheil bringen, wenn Sie sich weigern, dasselbe zu betreten.“

„Und ich,“ sagte eine feste, wohlklingende Stimme — es war die der Gräfin Mirac, welche zum ersten Male vortrat, — „ich, die ich einst Blake geheißt und heute die Gräfin Mirac bin und mehr Stolz besitze als alle Anderen zusammen, ich pflichte dieser guten Frau bei und bitte Sie, meinen Vetter glücklich zu machen und endlich den Pfad einzunehmen, der Ihnen durch seine Liebe und durch das Gesetz gebührt.“

Luttra blickte auf die zierlich behandschuhte Hand, erröthete und legte dann ihre eigene Hand in die der Gräfin.

„Ich danke Ihnen für Ihre Güte,“ sagte sie dabei und sah bewundernd auf die blasse Schönheit vor ihr.

„Sie werden unser Aller Wunsch erfüllen?“ fragte Frau von Mirac.

Luttra warf einen Blick auf die Stelle, wo eben noch ihr gefesselter Vater gekauert, und schüttelte ihren Kopf.

„Ich wage es nicht,“ flüsterte sie.

Jetzt trat Frau Daniels in höchster Erregung vor, zog ein zusammengefaltetes Papier aus ihrer Tasche und sagte:

„Frau Blake, wenn ich Sie überzeugen kann, daß Sie Ihrem Gatten ein großes Unrecht zufügen durch Ihre Weigerung, ihm in sein Haus zu folgen, werden Sie dann Ihren Sinn ändern?“

„Wenn ich das glauben könnte,“ sagte sie leise, „dann wohl. Aber ich kann es eben nicht glauben.“

„Vielleicht überzeugt Sie dieses Papier,“ sagte sie. Dann zu Herrn Blake gewendet, setzte sie hinzu: „Verzeihen Sie, ich kann nicht anders! Es ist eine schwere Pflicht für einen treuen alten Diensthofen, aber sie muß erfüllt sein. Doch ist es nur recht, daß Sie es zuerst lesen, Herr Blake.“

Dabei gab sie ihm das zusammengefaltete Papier. Herr Blake rief erstaunt aus:

„Meines Vaters Handschrift!“

„In meiner Anwesenheit geschrieben,“ versicherte Frau Daniels. Herr Blake las es hastig durch und fragte dann mit bewegter Stimme:

„Warum haben Sie mir das nicht schon lange gegeben?“

„Es war der Wille Ihres Herrn Vaters. Ein Jahr lang,“ sagte er zu mir, „behalten Sie diesen meinen letzten Willen, den ich Ihnen als ein tiefes Geheimniß anvertraue. Sicht am Ende dieser Zeit meines Sohnes Frau auf dem Ehrenplatz an seinem Tische und ist glücklich, so vernichten Sie dieses Papier. Nimmt sie aber jene Stelle nicht ein und ist sie nicht todt, so geben Sie das Testament meinem Sohne und gebieten ihm, die darin enthaltenen Vorschriften genau zu erfüllen.“

Herr Blake fragte:

„Wissen Sie, was diese Vorschriften enthalten?“

„Ich mußte ihm die Hand beim Schreiben führen, er war schon zu schwach, um selbstständig die Feder zu gebrauchen.“

Herr Blake wandte sich mit Ehrerbietung seiner Frau zu: „Gnädige Frau, als ich Sie bat, mir in mein Haus zu folgen und mein Schicksal zu theilen, da glaubte ich über ungezählte Reichthümer zu gebieten. Doch es steht anders. Luttra, die Schwiegertochter Abner Blake's, nicht Holman, sein Sohn, erbt seine Millionen.“

Mit einem Schrei entriß sie ihrem Gatten das Papier. Sie las es rasch durch, zerdrückte es und rief aus:

„Wie konnte er das thun? Wie konnte er das thun?“

Dann mit einem Male war es, als ob Alles, was sie an edler, hingebender Weiblichkeit besaß, durchbroche durch die Dämme, die sie ihm gesetzt, und mit einer Stimme, deren seliger und doch so entschlossener Ton mir heute noch im Ohre nachklingt, rief sie aus: „Sollen weltliche Vortheile den Abgrund, der zwischen uns Beiden gähnt, überbrücken? Soll das Hingeben oder das Hinnehmen eines Vermögens über zwei Leben entscheiden, denen höhere Zwecke vorleuchten? Nein, nein! So gewiß Dein Vater auf seinem Sterbebette mich lächelnd in die Arme schloß, so gewiß soll Liebe allein uns verbinden. Die Liebe soll den Weg ebnen, den ich für unüberschreitbar hielt, soll uns dauerhaft glücklich machen.“

Mit einer stolzen Bewegung riß sie das Testament des Vaters in Stücke und sank erröthend in die Arme, die sich ihr entgegenbreiteten.

Ich hatte die Ehre, dem hochzeitlichen Gelage beizuwohnen, das die Gräfin Mirac zu Ehren der Neuvermählten hielt. Ich habe in meinem Leben keine glücklichere Braut, keinen jungen Gatten gesehen, in dessen Auge das Licht vollkommeneren Glückes geleuchtet. Alle Fragen, welche über die außergewöhnliche Erscheinung der Braut gestellt wurden, wußte die Gräfin so zu beantworten, daß

der Frager in Verlegenheit gerieth, ohne daß seine Neugierde befriedigt wurde. Eine echte französische Gräfin hätte ihre diplomatische Mission nicht besser erfüllt.

Ich war eben daran, mich zu entfernen, und dachte im Stillen, daß ich wohl schwerlich jemals wieder ein ähnliches Freudenfest erleben würde, als eine leichte Hand meinen Arm berührte. Es war Frau Blake am Arm ihres Gatten, die mir persönlich Lebewohl sagen wollte.

„Erlauben Sie mir, Ihnen zu danken für die Aufopferung, die Sie mir entgegengebracht haben. Ich habe soeben erst davon gehört, Sie haben mir einen so großen Gefallen erwiesen, daß jahrelange Dankbarkeit von meiner Seite meine Schuld nicht tilgt. Merken Sie sich, daß, was der alte Franzose mit seinem quälenden Husten auch von mir fordern mag, ich immer bereit sein werde, seine Wünsche zu erfüllen. Er ist mir jetzt im Glück ebenso werth, als er es in Tagen der finsternen Sorge war.“

Mit einem Blicke, noch freundlicher als ihre Worte, nahm sie eine Blume aus dem Strauß in ihrer Hand und gab sie mir.

Jene Blume halte ich als theures Andenken, und ich preise mein Loos glücklich, daß ich ihr ein Gegengeschenk machen durfte, wie sie sich's nicht schöner wünschte. Der alte Battison hatte mich eines Tages zu sich berufen und mich beauftragt, der Frau Blake zu sagen, sie könne ihn getrost von ihren Gebeten ausschließen, er sei nicht ihr Vater, sowie sein Sohn nicht ihrer Mutter Sohn gewesen. Das äußerste Glend, in das die arme Frau mit ihrem Kinde nach ihres Gatten Tod verfallen, habe sie bewegt, dem wilden Menschen die Hand zum Ehebund zu reichen. Sobald er in Freiheit sein werde, wolle er ihr die Beweise für die Wahrheit seiner Aussage liefern. Er erwarte jedoch, daß auch sie dankbar sein werde für seine großmüthige Aufrichtigkeit.

Die Ueberführung der Leiche Kaiser Alexander II.

(Wid. S. 461.)

Am Morgen des ersten Tages, als die Leiche des Kaisers nach der Peter-Pauls-Kathedrale überführt werden sollte, verkündeten Herolde in allen Quartieren der Hauptstadt die bevorstehende Feierlichkeit. Die Straßen, welche der Zug zu passieren hatte, waren von Truppen besetzt. Wo die Polizei eine Lücke gelassen, stand eine bange, schweigende Volksmenge. Die Läden waren geschlossen, die Balkons der Häuser und die Straßenlaternen mit schwarzem Flor umflossen. Um elf Uhr ertönten drei Kanonenschüsse — das Zeichen, daß der Zug sich in Bewegung gesetzt. Er verließ den Winterpalast, eine Truppenabtheilung führt ihn an. Vor dem Leichenwagen gehen Deputationen der Bauern, Kaufleute und des Adels; die obersten Hofbeamten tragen auf Kissen die fremden Orden und Medaillen des Kaisers, andere die russischen Orden und die kaiserlichen Kroninsignien: sechs Königskronen, eine kaiserliche Krone, das Szepter und den Reichsapfel; die Geistlichkeit folgt in schwarzen Sammetgewändern mit Silber. Der von Gold brogende Leichenwagen ist von der Kaiserkrone überragt. Der Sarg ruht auf einer reichen Estrade. An jeder Ecke des Sarges steht einer der höchsten Würdenträger. Den Leichenwagen ziehen acht reichbekleidete Pferde mit Federbüscheln; neben diesen gehen dreißig Wagen mit Fackeln. Unmittelbar hinter dem Wagen erscheint der Zar Alexander III., gefolgt von den Mitgliedern der kaiserlichen Familie, den auswärtigen Prinzen und Fürsten, welche zu der Leichenfeierlichkeit nach St. Petersburg gekommen sind. Dann die Wagen mit den Trauermänteln, voran der der neuen Kaiserin mit ihren Kindern. Endlich die Truppen. In dieser Ordnung durchzieht der Cortège den englischen Kai, die Nikolausbrücke, die Wassiljostrow und den Alexanderspark. Sobald der Leichenwagen an der östlichen Thüre der Peter-Paulskirche angekommen war, haben acht Generaladjutanten des Kaisers das Tuch ab und der Kaiser, die Großfürsten und die Prinzen trugen den Sarg nach der Kathedrale und hoben ihn auf den Katafalk, wo er bis zur Beisetzung verblieb.

Interessante Bücher.

In zwei stattlichen Bänden ist von Meyer's Konversations-Lexikon das Jahressupplement 1880—1881 (Bibliographisches Institut, Leipzig) jetzt erschienen und damit allen Besitzern dieses weitverbreiteten Nachschlagewerkes eine unentbehrliche Ergänzung geschenkt worden, — aber nicht nur den Besitzern des Lexikons ist dieses Jahressupplement werthvoll — es darf als allein für sich bestehendes Werk gelten, das über alle wichtigen Erscheinungen auf allen Gebieten des Lebens, der Wissenschaft, Kunst, des Gewerbes, der Erfindungen, der Politik, der sozialen Bestrebungen, der Literaturen der Deutschen, Engländer, Franzosen, Schweden, Dänen, Holländer und des Biographischen orientirt, oft in der Form von vorzüglich ausgeführten Abhandlungen, die so reich an Material, so erschöpfend und so fein ausgearbeitet sind, daß sie an und für sich schon eine beachtende Unterhaltung bilden. Dem aber, der sich über den neuesten Standpunkt irgend einer Disziplin unseres heutigen vielgestaltigen Lebens unterrichten will, ein unentbehrliches Hülfsmittel sind, wie die Artikel über den Standpunkt der Malerei bei den verschiedenen Völkern, der Bildhauerei, des Eisenbahnwesens, der verschiedenen Techniken u. Auch dem Biographischen ist große Sorgfalt gewidmet. Man wird kaum einen Namen vermissen von Personen, die in den letzten Jahren die Aufmerksamkeit irgendwo auf sich gelenkt. Beigegeben sind dem Werke Karten, Pläne und Zeichnungen von Maschinen und Bauwerken. Um unseren Lesern eine Probe der Art dieses Supplements zu geben, entnehmen wir einen der kleineren Artikel: „Der Hektograph“ (nebenstehend), diesem Werke.



Aus allen Gebieten.

Der Hektograph.

Apparat zur Vervielfältigung von Schriftstücken ohne Anwendung einer Presse, besteht im Wesentlichen aus einer elastischen Platte (Buchdruckwalzenmasse), auf welche die mit einer sehr ausgiebigen Anilintinte angefertigte Schrift übertragen wird. Legt man dann ein Blatt Papier auf die Platte und übt einen mäßigen Druck aus, so wird eine hinreichende Menge Farbstoff an das Papier abgegeben, um eine sehr deutliche Kopie zu liefern. Es bleibt aber so viel Farbstoff auf der Platte übrig, um nachher wieder und ohne weitere Manipulationen eine große Anzahl von Kopien (100, daher der Name) anfertigen zu können. Die Masse zu der Platte besteht nach der Patentschrift (Nr. 5271, A. Waisner und Husak) aus einer erkalteten Lösung von 1 Theil Gelatine, 4 Th. Glycerin von 30° B. und 2 Th. Wasser, welche Bestandtheile bei mäßiger Wärme zusammen geschmolzen werden. Wartha stellt die Masse auf folgende Weise dar: Man schmilzt 100 Gramm feinste Gelatine mit 400—500 Kubikcentimeter frisch gefälltem und noch feuchtem schwefelsaurem Baryt im Wasserbad, setzt unter fortwährendem Umrühren 100 Gramm Dextrin und, je nach der Konzentration, 1000—1200 Gramm Glycerin hinzu, läßt unter zeitweiligem Umrühren die Masse so weit abkühlen, daß sie noch gut fließt, und gießt sie dann in einen flachen Blechkasten, in welchem sie erstarrt. Bei Anwendung von besser englischer Gelatine und reinem Glycerin erhält man auch ohne Dextrinzusatz scharfe und gute Abzüge, wenn man auf 100 Gramm Gelatine 1200 Gramm Glycerin und 500 Kubikcentimeter schwefelsauren Baryt nimmt. Die für das Kopierverfahren zu benutzenden Tinten bestehen aus 1 Th. Methylanilinviolett, 7 Th. destillirtem Wasser und 1 Th. Alkohol, oder aus 2 Th. efigen saurem Rosanilin (Anilinschwarz), 10 Th. Wasser und 1 Th. Alkohol. Die beste Tinte ist eine möglichst konzentrierte wässrige Lösung des reinen Methylvioletts oder eine konzentrierte Lösung von Cochin. Man schreibt mit diesen konzentrierten, ungemein pigmentreichen Tinten auf Papier, legt letzteres mit der Schrift auf die Leimmasse und überträgt durch mäßigen Druck den ganzen Farbstoff auf den Leim. Die Kopien werden dann in der einfachsten Weise auf schwach befeuchtem Papier herabgehoben. Hat man eine genügende Anzahl derselben gewonnen, so läßt sich die Schrift von der Leimplatte mit einem feuchten Schwamm leicht entfernen.

Der Hektograph war 1879 kaum bekannt geworden, als sich um die Priorität der Erfindung Streit erhob und die Konkurrenz mit zahlreichen, oft nur sehr wenig abweichenden Apparaten hervortrat. Zu diesen gehören der Autograph, Chromograph, Multiograph, Kilograph u. Gegenüber den hektographischen Kopien, welche, da sie mit höchst vergänglichen Anilintinten hergestellt werden, oft schon in kurzer Zeit verschwinden, wenn das Blatt dauernd dem Licht ausgesetzt wird, bezeichnet die Kollographie von Jacobson einen wirklichen Fortschritt. Nach diesem Verfahren schreibt man das zu kopirende Schriftstück mit einer eigenartigen Campegelintente auf gut geleimtes Papier, überträgt die Schrift auf die Leimplatte und schwärzt sie mit Hilfe einer Walze mit Buchdruckschwärze ein. Letztere bleibt nur an den von der Schrift bedeckten Stellen der Leimplatte haften, falls diese zuerst genügend angefeuchtet worden war. Die Kopie wird auch hier durch einfaches Auslegen des Papiers und Ausübung eines mäßigen Drucks erhalten. Für jede neue Kopie muß die Schrift auf der Leimplatte von Neuem eingeschwärzt werden, und so kann man bis 150 reine Umdrucke erhalten, von denen die letzten dieselbe Schwärze besitzen wie die ersten, während die hektographischen Kopien zuletzt schwächer ausfallen. Uebrigens sind die kollographischen Drucke ebenso beständig wie Gedrucktes und können wie dieses unter Kreuzband zu ermäßigtem Porto versandt werden, was bekanntlich für die hektographischen Kopien nicht gilt. Zur Reinigung der Leimplatten bedient man Benzol und heißes Wasser, wenn man nicht vorzieht, dieselben umzuschmelzen.

Ein ganz neues Vervielfältigungsverfahren ist von Zuccato unter dem Namen Typograph patentirt worden. Man schreibt nach demselben mit einem harten Stift auf ein eigens präparirtes Papier, welches man auf eine fein gerauhete eiserne Tafel legt. Das Papier erhält hierbei der Schrift entsprechende Riefen seiner Längselen und wird sozusagen in eine Schablone verwandelt. Diese wird jetzt in einem Apparat mit Druckrahmen befestigt, unter sie aber schiebt man jedesmal den zu bedruckenden Bogen gewöhnlichen Papiers. Hierauf überfährt man die Schablone mit einem mit etwas Farbe getränkten Gummistrich, wobei die Farbe durch die Längseln dringt und auf dem Papier eine Kopie der Schrift erzeugt. Eine einzige Schablone soll bis zu 7000 Abdrücke liefern können, die Herstellung aber so schnell fördern, daß man 400 Abdrücke in einer Stunde fertigen kann.

Die Bevölkerung der Vereinigten Staaten von Nordamerika

besteht nach der neuesten Volkszählung aus 25,520,582 männlichen und 24,632,284 weiblichen Personen. Davon waren 43,475,506 Eingeborene und 6,677,360 im Auslande geboren. Die Anzahl der Weißen beträgt 43,404,877, die der Farbigen 6,577,151; die verbleibenden 170,838 bestehen aus Indianern, die keinen Stammverbindungen angehören und unter der Obhut der Regierung stehen, sowie aus Chinesen und anderen Asiaten. Die Gesamtzahl der Chinesen wird auf 105,363 geschätzt. Seit der letzten Volkszählung hat sowohl das Verhältniß der Farbigen zu den Weißen, wie das der männlichen Bevölkerung gegenüber der weiblichen um ein Geringes zugenommen, wogegen das Verhältniß der Ausländer etwas abgenommen hat.

Fortschritte in der Luftschiffahrt.

Der amerikanische „Techniker“ berichtet in Koller's „Neueste Erfindungen und Erfahrungen“ über eine neue Methode zur Lösung des Problems der Luftschiffahrt, und zwar eine solche, bei der man weder Gasballons, noch Flügel oder Räder verwendet, wo vielmehr die Triebkraft des Motors, unabhängig vom Gewicht des Fahrzeugs und dem Widerstande der atmosphärischen Luft, das Schiff heben und vorwärts treiben kann. Wenn wir in ein geschlossenes Gefäß, das mit Luft unter hohem Drucke gefüllt ist, eine Oeffnung machen, aus welcher nun die Luft entströmt, so wirkt dieser Strom in entgegengesetzter Richtung wie eine treibende Kraft ein, deren Intensität in direktem Verhältnisse mit dem Drucke und der Größe der Oeffnung steht; denn je größer letztere ist, desto früher hört der Druck und damit die treibende Kraft auf. Um nun diesen Druck für eine gewisse Zeit zu erhalten, kann man beispielsweise das Gefäß mit Körpern füllen, die, successive in Brand gesetzt, in dem Maße Gase entwickeln, daß die unter dem erforderlichen Drucke durch die Oeffnung entweichenden Gase und damit die abnehmende Triebkraft von Neuem ersetzt werden. Die Kraft, welche die Rakete mit rapider Geschwindigkeit in die Luft hebt, wird nur nach diesem Prinzip gewonnen. Wendet man, wie bei der Rakete, das Pulver zur Fortbewegung eines Luftschiffes an, so muß man, um den Druck und damit die Triebkraft zu erhöhen, die durch das Verbrennen des Pulvers entstandenen Gase, anstatt direkt in die Atmosphäre, durch die Röhre leiten, deren Durchmesser gleich demjenigen der Oeffnung des Cylinders ist, welcher die Pulverladung enthält. Die Gase dehnen sich nun desto weiter aus, je weiter sie in diese Röhren gelangen. Diese Ausdehnung muß gegen den Cylinderrand eine Druckerhöhung nach vorne, also eine Vermehrung der Geschwindigkeit verursachen, mit der die Gase ausgestoßen werden. — Verschiedene, wiewohl nur mit unvollkommenen Instrumenten angestellte Experimente ergaben, daß man nicht über 25 Atmosphären Druck zu gehen braucht, um durch den Verbrauch von 1 Gramm Pulver per Sekunde die Schwerkraft von 100 Gramm Gewicht zu überwinden und dieser Masse eine Acceleration von 2 Metern zu verleihen. Außerdem ergibt sich als wahrnehmlich, daß man bei einem Drucke von etwa 300 Atmosphären das obige Resultat verzehnfachen könne. Bei einer Länge des Schiffes von 8, einer Breite von 4 und einer größten Höhe von 1,50 Metern, der Länge der beiden horizontalen Steuer von 4 und der des vertikalen Steuers von 2 Metern würde das Fahrzeug mit einem Ingenieur, einem Steuermann und drei metallenen Cylindern zum Abbrennen von 150 ein Kilogramm schweren Patronen 1000 Kilogramm wiegen. Wenn jede Sekunde eine Patrone in einem Cylindern abgebrannt wird, erhält man in jeder Sekunde einen Zuwachs von 2 Metern in seiner Geschwindigkeit, so daß also, da das Luftschiff in seiner Vordrängbewegung den Luftwiderstand nur auf eine kleine Querschnittsfläche zu überwinden hat, man am Ende der ersten Minute mit einer Schnelligkeit von 100 Metern per Sekunde fortgetrieben sein würde. Nimmt man an, daß in den folgenden 6½ Minuten das Luftwiderstandes wegen keine Geschwindigkeitszunahme erzeugt werden könnte, so würde doch in 7½ Minuten ein Weg von über 40 Kilometern zurückgelegt worden sein. Da das Totalgewicht zugleich mit dem Brennmaterial jeden Augenblick abnimmt, so ist es klar, daß man nach und nach weniger Kraft zur Ueberwindung der Schwerkraft anzuwenden hat und daß der Kraftgewinn entweder auf die Zunahme der Geschwindigkeit oder zur Verlängerung der Reise verwendet werden könne. Allerdings wird eine Probefahrt nach dem besprochenen Prinzip ziemlich hoch zu stehen kommen, da das Explosionsmaterial allein circa 500 Dollars kosten würde, aber die Fahrten mit gasgefüllten Ballons sind auch kostspielig, und wichtige Resultate können nur selten ohne große Opfer erreicht werden.

Bilderräthsel.



Auflösung des Bilderräthfels Seite 443:

Zeige so viel du kannst eine immer gleich heitere Stirne.

Anagramm.

Man kann es sehr an vielen Tagen Aus manchem Bier- und Weinhaus tragen; Ordne die Zeichen anders an, So hast du einen Talsman.

Auflösung des Logographs Seite 443:

Radschab, Radschab.

